

Edition Zulu-Ebooks.com



Die schöne Blonde.

Kriminalgeschichte von Hans Hyan.

EDITION ZULU-EBOOKS.COM

– <https://zulu-ebooks.com> –

Die schöne Blonde

Eine Kriminalgeschichte

von

Hans Hyan

Nach der Veröffentlichung als
Fortsetzungsroman im *Prager Tagblatt*
(30. November 1912 – 4. Januar 1913)

Die schöne Blonde.

Kriminalgeschichte von Hans Hyan.

Die schöne Blonde.

Seit Tagen lag über der Stadt die Schwüle des Gewitters. Am Tage war der Himmel wie ein ungeheueres Brennglas voll bläulich weißer Hitze. Und der Abend floß wie giftig brennender Schwefel und violette Lavaströme in der Schwärze des Horizontes zusammen. Der Asphalt der Straßen wurde weich bei der abnormen Temperatur und ließ die Radspuren der Gefährte erkennen. Selbst in der Nacht glühte dies Labyrinth von Stein und Eisen und spie die aufgesogenen Gluten aus, die die neue Sonne doppelt über die grauen Schieferdächer hingieß ... Der Morgen kam ohne Frische, und das Leben wachte mutlos auf. Die Straßenbäume, diese Stiefkinder des unfruchtbaren Pflasters, ließen ihre bestaubten Blätter hängen, und zwischen ihnen rollten die pferdelosen Sprengwagenungetüme auf den breiten Straßen dahin, die ihr Wasser verspritzten, das schon in der heißen, atembeklemmenden Luft verdunstete.

Frau Henriette von Lehnemark hätte ihre Villa in der Margaretenstraße heute sicher nicht verlassen, wäre ihr durch den Geburtstag einer Freundin deren Besuch nicht zu einer unabwendigen Pflicht geworden ... Die alte Dame trat eben aus dem Hause, im Süden der Stadt, und dachte, ein Auto sollte sie schnell aus dieser Glut heimbringen. Aber nicht einmal eine Pferdedroschke war hier zu haben ... So stieg Frau von Lehnemark recht matt in die elektrische Straßenbahn.

Gleich nach ihr betrat ein hellgekleidetes, auffallend schönes, junges Mädchen die Elektrische und setzte sich dicht neben Frau v. Lehnemark, die in ihrem apartgemachten Kleide aus brauner Rohseide mit dem gleichfarbigen Kapothütchen distinguiert aussah ...

Für einen Moment blickten beide Damen auf den Herrn, der dem Fräulein auf dem Fuße gefolgt war und sich jetzt ihnen gegenüber niederließ ... Im Gesicht des schönen, hochblonden Mädchens war jene kühle, etwas gereizte Abwehr, durch die anständige Frauen es bewußt und vielleicht auch ganz instinktiv bemerklich machen, daß ihnen die Bewunderung eines Mannes aufdringlich erscheint und lästig fällt ...

Frau Henriette von Lehnemark, der dies stumme Spiel nicht entging und die mit ihrer ganzen Sympathie sofort auf seiten des schönen

Mädchens stand, führte absichtlich ihr goldenes Lorgnon an die Augen und blickte auf den vielleicht in den Dreißigern stehenden Herrn, der seine Taktlosigkeit so weit trieb, diese stumme Zurechtweisung der alten Dame mit einem höhnischen Lächeln zu quittieren, und der nach wie vor mit seinen halbgeschlossenen, dreisten, schwarzen Augen die junge Schönheit fixierte.

Dieser Mensch war selber gar nicht häßlich. Sein schwarzer, wohlgepflegter Schnurrbart, die brennende Glut des Blicks unter langen Wimpern und der harte, doch nicht unedle Schnitt des brünetten Kopfes konnten ihn einer Frau wohl interessant und sogar anziehend erscheinen lassen. Aber wenn man ihn länger ansah, störten der Mund mit seinem zynisch überheblichen Lächeln und der kalte, ja grausame Zug um die an sich so leidenschaftlichen Augen ... Er schien gar keine Furcht zu empfinden, daß man ihn etwa zur Rede stellen könne, seines unschönen Benehmens wegen. Er mochte wohl auch dem jungen Mädchen schon längere Zeit gefolgt und dieses nur, um seine unerwünschte Begleitung los zu werden, auf die elektrische Bahn gestiegen sein ...

Frau von Lehnemark tupfte sich empört mit ihrem Spitzentuch die Stirn und sah dann ihre Nachbarin mit einem ermutigenden Lächeln an, als wollte sie sagen: „Fürchte dich nicht, mein Kind; solange du in meiner Gegenwart bist, kann dir nicht Böses geschehn!“ ... Und wie das freundliche und trotz ihrer sechzig Jahre noch so lebensfrische Gesicht der alten Dame und die junge Schönheit einander anblickten, da war es, als schwände die Angst aus den hellen Zügen der Blondes und als vertraue sie sich in beredtem Schweigen ganz dem Schutz der älteren Geschlechtsgenossin an ...

Und wie jetzt Frau von Lehnemark den feuchten Glanz einer heimlichen Träne im großen, tiefblauen Auge der jüngeren sah – da war die Seele dieser alten Frau, die trotz aller Geselligkeit allein und innerlich einsam lebte, gefangen. Und der Wunsch, das beinahe schmerzliche Verlangen stieg in ihr auf, so ein schönes, liebezendes Bild zu jeder Stunde um sich zu haben; auf diese runden, jugendkräftigen Schultern ein wenig von der Last des Lebens, das ihr selbst schon schwer ward, abzuwälzen und so, allmählich vielleicht, im Alter noch die junge Tochter zu gewinnen, die sie sich so oft vergeblich gewünscht hatte ... Daß dieses Begehren sich erfüllen könnte, daran dachte Frau Hety wohl kaum. Nach der ganzen Erscheinung der schönen Blondes, die mit geschmackvoller Sauberkeit, dabei aber außerordentlich einfach

angezogen war, konnte die alte Dame nur annehmen, daß ein junges Mädchen aus einem guten, wohlbestellten Bürgerhause neben ihr sitze.

Da schob der übrigens sehr elegant gekleidete Herr ihr gegenüber, zweifellos ganz absichtlich, den schmalen Lackstiefel vor und berührte den Fuß der jungen Dame, die mit einem Laut des Erschreckens und mit einer krampfhaft hastigen Bewegung ihre Füße bis ganz an die Bank des Wagens zurückzog ...

Frau von Lehnemark wollte, bebend vor Entrüstung, eben für ihre Nachbarin eintreten, als sie eine leise Berührung am Arme spürte. Zur Seite blickend, das Wort der schärfsten Rüge schon auf den Lippen, sah sie das Fräulein mit dem Kopf, auf dem sich der helle Florentiner verschob, gegen die Glasscheibe fallen und in einer tiefen Ohnmacht zurücksinken.

Frau von Lehnemark umschlang und hielt die Besinnungslose. Die übrigen Fahrgäste, von der Dumpfheit und Lethargie dieses glühenden Tages in Bann gehalten, erhoben sich beim Anblick der Ohnmächtigen erschreckt und mitleidig von ihren Sitzen. Eine Dame bot ihr Riechsalz, und damit gelang es, die Lebensgeister des jungen Mädchens wieder zu erwecken ...

Der Urheber des peinlichen Vorfalles, dem dieser Ausgang seiner Unarten doch wohl etwas überraschend gekommen war, wollte sich, wie es schien, aus dem Staube machen. Wenigstens verließ er mit einigen unverständlich gemurmelten Worten, den Zylinder leicht vom Kopf hebend, den Wagen – allerdings nur, um draußen von der Plattform aus den Hergang der Szene weiter zu beobachten ...

Frau von Lehnemark sah ihm wohl mit einer flammenden Verachtung nach; aber sie war zu sehr Dame, um noch ein Wort an einen derartigen Menschen zu verschwenden. Ihre ganze Teilnahme wandte sich diesem bemitleidenswerten Wesen zu, das eben die Augen aufschlug und in denen die schlimme Nervenspannung sich jetzt in Weinen löste ...

„Grämen Sie sich doch nicht mehr“, tröstete die Ältere, „oder fürchten Sie sich, jetzt allein nach Hause zu gehen? Dann will ich Sie gern zu Ihren Eltern begleiten!“ ...

„Ich habe ja niemand hier, ich bin fremd ... das ist ja gerade das Schreckliche! ... ich hätte das nie geglaubt ... man tut doch keinem Menschen etwas ... und“ ... sie schluchzte noch heftiger, die schöne Blonde, und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, deren rosige Finger aus den hellen Handschuhen hervorlugten.

Alle Passagiere, auch die den Hergang nicht beobachtet und sich erst nachträglich erkundigt hatten, blickten jetzt voller Unwillen nach draußen; ein Herr erhob sich; seiner entschlossenen Bewegung merkte man die Absicht an, den Zudringlichen, der noch immer auf der Plattform stand, zur Rede zu stellen. In diesem Augenblick aber sah man den Menschen durch die offene Wagentür nochmals hereinschauen und dann eiligst von dem in voller Fahrt befindlichen Wagen abspringen.

Gleich darauf hielt die Bahn und, einer raschen Eingebung folgend, sagte Frau von Lehnemark zu der Blonden, die ihre Tränen trocknete:

„Ich steige hier aus, liebes Kind ... wenn Sie es nicht gar eilig haben, so begleiten Sie mich ein bißchen und erholen sich bei mir, in meinem Hause von Ihrem Schrecken!“

„Ach, ich“ ... sagte die Kleine, sichtlich überrascht von diesem gutmütigen Anerbieten, „ich ... ich weiß ja nicht ... ob die gnädige Frau“ ... ihre Tränen flossen von neuem, sie schien ganz fassungslos.

„Kommen Sie nur! Kommen Sie!“ Frau von Lehnemark strich sanft über die leichte Seide, die die zarte Haut der Schulter des jungen Geschöpfes hindurchschimmern ließ. Und da die Bahn inzwischen wieder weiterfuhr und sie so noch auf ihrem Platze bleiben mußte, redete sie leise der Blonden zu, die mit einem kindlichen Aufblick ihrer unter hohen, edel geschwungenen Bögen strahlenden Augen dieser liebevollen Sprache wie einer süßen Musik lauschte.

Frau von Lehnemark war jetzt selbst ein wenig befangen. Die gerührte, fast begeisterte Zustimmung auf den Gesichtern der Damen um sie her, die sich auch in Worten äußerte, war ihr nicht angenehm; ja sie schien ihr fast wie eine Herabminderung ihrer guten, so gar nicht nach Beifall haschenden Absichten! Und dann dachte die alte Dame an ihren Sohn, was der wohl zu dem ganzen Vorgang gesagt haben würde. Sie kannte seine Abneigung gegen jedes öffentliche Aufsehen; und obwohl er fern von ihr war, sah sie doch sein schmales Gesicht mit dem langen, schwarzen Vollbart sardonisch lächeln. Das machte sie unsicher, und sie war recht froh, daß der Wagen nun von neuem stillstand, den sie, ohne rechts und links zu schauen, mit ihrem Schützling verließ. Draußen auf der Straße hatte sie das Glück, sofort ein Automobil zu treffen, dessen Lenker, vom Kondukteur der Elektrischen aufmerksam gemacht, anhielt.

Aufatmend lehnte sich die alte Dame in die Kissen des Gefährts, das sie und ihre Begleiterin rasch davonführte. Und nun schien auch das blonde Mädchen seinen Mut, seine Sicherheit wiederzugewinnen.

„Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll, gnädige Frau“, sie atmete tief, ihr hübscher Busen hob sich, wie von schwerer Angst befreit, „ich war schon ganz verzweifelt ... ich wußte ja gar nicht mehr, was ich anfangen sollte, seit einer ganzen Stunde hat mich dieser ... Mensch schon verfolgt“ ... Und ehe Frau von Lehnemark ein beruhigendes Wort sagen konnte, fuhr die schöne Blonde rasch, wie aus gepreßtem, schon fast verzagtem Herzen heraus fort:

„Und dazu das Unglück ... das Unglück mit der Stellung!“

„Was denn? ... Erzählen Sie mir doch, bitte ... oder werden Sie erst einmal ganz ruhig und denken Sie, daß jetzt, wo ich Sie in meine Obhut genommen habe, daß Ihnen da nichts Unangenehmes mehr passieren kann!“

Um die süßen Lippen zuckte es wieder verräterisch, und die Blonde gab sich, das sah man, die größte Mühe, nicht mehr zu weinen. Aber ihre melodische Stimme klang doch verschleiert und tiefbedrückt, wie sie der alten Dame jetzt mitteilte: sie sei nach Paris engagiert gewesen, als Gesellschafterin, habe aber ihre Stellung dort schon besetzt gefunden und trotzdem nicht die geringste Entschädigung dafür, daß sie dort hingereist wäre, bekommen. Nun sei sie nach Berlin gefahren, denn ... ihre Mutter, die in Großborstel bei Hamburg lebe ... die Verhältnisse seien zu Hause nicht so ... da versagte ihr schon wieder die Stimme und die Worte verloren sich in erneutem Schluchzen.

Frau Henriette von Lehnemark aber war bei all ihrem Mitgefühl im innersten Herzen doch sehr glücklich. Da sandte ihr der Himmel ja das, wonach sie so lange schon und stets so vergeblich suchte! Einen schönen, liebenswürdigen und gewiß auch klugen Menschen, ein Weib, fast Kind noch, und doch welch eine angenehme Gefährtin! Oh, sie würde es schon verstehen, diesen Schatz festzuhalten und ihr Leben damit zu schmücken! ...

* * *

„Nein, das ist zu lieb von dir, daß du gekommen bist, Eberhard, jetzt noch vor meiner Abreise! Ich hatte gar nicht mehr damit gerechnet! Du weißt doch, in deinem letzten Briefe schriebst du ausdrücklich“ ...

„Ja, Mutter, ja!“ unterbrach der hochgewachsene Mann, dessen schwarze Kleidung seine Schlankheit noch mehr hervorkommen ließ, die alte Frau mit einem Lächeln. „Es ist ja auch nur ein großer Zufall, daß

ich noch vor den Ferien, daß heißt, vor meinen Ferien, daß ich da noch bei dir sein kann!“

Herr von Lehnemark, der mit seinen hervorragenden Fähigkeiten eine ungewöhnliche Karriere gemacht hatte, war mit vierzig Jahren bereits ordentlicher Professor an der Universität in Kiel und hatte, als Psychiater und bekannter Gerichtssachverständiger, den Titel eines Geheimen Medizinalrates. Vielleicht war es dieses schnelle Emporsteigen, das seiner in der Tat vorhandenen geistigen Überlegenheit auch den äußeren Anstrich gab: eine gewisse Ironie in der Beurteilung der andern, vor der sich auch die eigene Mutter, diese herzenswarme, dem Leben ganz einfach gegenüberstehende Frau nicht sicher fühlte.

So sah sie ihm in das von dunklen, ein wenig schwermütigen Augen belebte Gesicht, dessen langen, glänzendschwarzen Vollbart er gern spitz zusammendrehte. Heut schien es ihr, als verberge sich etwas in diesem ernstesten, schon von mancher Lebensfurchen durchgezogenen Gesicht, etwas, das sie nicht wissen sollte. Sie fragte danach; aber der Sohn lachte sein stilles, nur die schmalen Nasflügel ein wenig blühendes Lachen und schüttelte den Kopf.

„Wann reist du denn, liebe Mutter? Ist der Tag schon festgesetzt, ja?“

Die alte Dame, die trotz ihrer weißen Haare, die sie in hübschen Puffen an den Schläfen aufgesteckt trug, in ihrem Wesen jugendlicher schien als der Sohn, nahm in ihrer lebhaften und doch auch wieder so mütterzärtlichen Art seine Hand, streichelte die mageren Finger, die nicht den kleinsten Goldreif trugen, und sagte:

„Ja, Eberhard, gottlob! ... Jetzt kann ich fort! Jetzt habe ich endlich jemand, der es mir möglich macht, zu reisen!“

„Du meinst doch das Fräulein, die Gesellschafterin, die du in deinen Briefen allerdings erwähnt hast.“

Die sonst so klare Stirn der alten Dame verdüsterte sich. Vor der kühlen, skeptischen Art ihres Sohnes schwand nicht etwa die Begeisterung für die, von der die Rede war; nur die Hoffnung, auch in ihm, ihrem Sohn, gleich einen ebenso rückhaltlosen Bewunderer ihrer Erna zu finden, sank etwas.

So wurden auch Frau von Lehnemarks Mienen gleich wieder gut und fröhlich:

„Du mußt sie erst sehen und kennen lernen, lieber Eberhard. Sieh mal, ich brauche jemand ... ich fange an, alt zu werden ... Du lachst! Nu’

sage mal, hat man etwa mit sechzig Jahren noch kein Recht, vom Alter zu sprechen? Nein, ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich bin, daß ich sie gefunden habe, meine Erna!“

„Fräulein von Lauchenfels?“

„Ja, Erna! Ich nenne sie so, weil sie wirklich wie ein Kind, wie eine liebe Tochter für mich ist.“ ...

Die alte Dame, die auch heute ihre Lieblingsfarbe, ein Kleid aus glänzendem, tiefbraunem Seidenstoff trug, legte die kleine, noch so zarte und mit edlen Steinen geschmückte Hand auf das Spitzenfichu, das den Busen bedeckte, und sah bewegt vor sich nieder. Sie stand gewiß sehr unter der Macht ihrer Stimmungen und Eindrücke.

„Mein Lebelang habe ich mir ja eine Tochter gewünscht und jede Mutter, ich weiß nicht wie sehr, beneidet, die ein kleines Mädchen an ihrer Hand hatte ... weißt du, so auf der Straße, wenn ich sie mit den kleinen, süßen, geputzten Dingerchen vorbeigehen sah ... und nun, als alte Frau, wo ich längst jede Hoffnung aufgegeben habe, nun schickt mir der Himmel so ein liebes, geliebtes Geschöpf! Ach, Eberhard, du glaubst nicht! Nun, du wirst sie bald sehn! ... Ich erwarte sie nämlich jede Minute, sie ist nur zu Herzog und nach der Bank.“ ...

Frau von Lehnemark hatte ihre kleine, mit Perlen besetzte Uhr aus dem Gürtel gezogen, und während sie deren Zeit mit der Stunde verglich, die die auf dem Kaminsims tickende Sèvres-Uhr zeigte, beobachtete der Professor seine Mutter mit heimlichem Interesse. Er ließ auch eine ganze Weile vergehn, ehe er sagte:

„Du schriebs mir, du hast die junge Dame auf merkwürdige Weise kennen gelernt, Mutter?“

Rasch den feinen Kopf mit den etwas unruhigen Augen emporhebend, sagte sie:

„Ja ... das befremdet dich doch nicht? Du bist natürlich immer noch der alte. Dein Vater war genau ebenso, von dem hast du das nur ... dieses Mißtrauen!“

Er blieb ganz ruhig; er lächelte sogar.

„Ich könnte dir erwidern, Mutter, daß du dich auch nicht geändert hast in deinem guten Herzen und in der Art, wie du die Menschen trotz mancher Enttäuschungen gleich in die Arme schließt.“

Frau von Lehnemark wollte einen Einwurf machen, aber sie hielt das Wort auf den Lippen und ließ den Professor weitersprechen:

„Ich sage ja auch vorläufig gar nichts gegen diese neueste Akquisition ... im Gegenteil, ich bin froh, liebe Mutter, wenn du jemand gefunden hast, der dir gefällt.“

„Oh, gefällt, Eberhard, gefällt ist da wirklich nicht der rechte Ausdruck! Es kommt noch etwas ganz Besonderes hinzu; wie ich Erna zuerst sah, da hatte ich sofort das Gefühl: ›In das liebe Gesicht hast du schon irgendwo mal gesehn!‹ Und natürlich glaubte ich zuerst an irgendeine Ähnlichkeit ... mit einer Verwandten, einer Freundin ... und je mehr ich sie ansah, desto stärker wurde das Empfinden in mir, daß ich Erna schon seit langer Zeit kenne. Ich habe dann auch mit ihr darüber gesprochen, weil ich mich so absolut nicht erinnern konnte. Und sie, die ja überhaupt so fabelhaft gescheit ist, sie hat mir das auch erklärt. Es gibt Sehnsuchtsbilder, sagte sie, die haben wir alle in uns, so gewissermaßen Ideale! Und wenn sich die dann mal verwirklichen, was ja selten genug vorkommt, dann glauben wir, wir sind der Meinung, daß dann das Bild, dieser neue Mensch“ ...

„Ich weiß schon“, half der Geheimrat seiner Mutter nach. „Das endlich einmal gefundene Wesen soll dann die Täuschung in uns hervorrufen, als wären wir diesem Wunderbildnis schon früher mal wo begegnet ... In der Tat, Mutter, Dame Erna macht einen recht bescheidenen Eindruck!“

Herr von Lehnemark hielt inne; seine Mutter kränkte das, was er sagte. So meinte er, mit der für ihn charakteristischen Bewegung seiner etwas mageren Hand den schwarzen Bart drehend:

„Du hast aber recht, Mutter: Jedes Urteil über einen Menschen, den man nicht persönlich kennt, ist voreilig. Du hast sie kennen gelernt“ – –

„Und hab’ es wahrlich nicht zu bereuen!“ fiel die alte Dame mit einem Aufatmen ein. „Seit Erna hier ist, hab’ ich mich um nichts mehr zu bekümmern ... keinen Ärger mit der Köchin mehr, die allerdings gekündigt hat, weil ihr jetzt das Marktbuch zu oft revidiert wird ... es ist alles im Hause, es fehlt nichts. Die Rechnungen werden kontrolliert, ohne daß ich erst nötig habe, mich damit zu plagen; mit einem Wort, ich lebe förmlich auf, seitdem das liebe Mädchen unter meinem Dach ist! Ja, ich bin dem guten Gott wirklich von Herzen dankbar, daß er sie mir zugeführt hat!“

Die alte Dame faltete die aus weißen Spitzenkrausen hervorlugenden Hände und blickte verstohlen auf den Sohn, der ein wenig an seinen Nägeln polierte und noch immer nicht sprechen zu wollen schien. Die Stille aber mußte für Frau von Lehnemark etwas Bedrückendes haben, sie stand auf, ging elastisch, wie wenn sie dreißig Jahre alt wäre, an den kleinen Bouleschreibtisch und nahm dort aus der roten Maroquinmappe einen Brief, den sie ihrem Sohne brachte.

„Hier, Eberhard, daß du auch ganz beruhigt bist: ein Brief von Ernas Mutter. Daraus siehst du, mit was für feinen, lieben Menschen wir es zu tun haben!“

Der Professor studierte Umschlag und Papier eingehend, ehe er den Brief las. Es war ein starkes, nicht wohlfeiles Bütten, aus dem Kuvert und Bogen bestand, und auf beiden ein „E. v. L.“ mit der Krone darüber in goldener Prägung. Dann sah der Psychiater den Aufgabestempel „Großborstel-Hamburg“ genau an und blickte auf die Unterschrift „Elise v. Lauchenfels“ ...

Seine Mutter betrachtete ihn mit einer gewissen Unruhe. Sie war es ja seit Jahren gewöhnt, daß der Sohn bei all seiner ehrfurchtsvollen Liebe, mit der stillen Autorität ihres verstorbenen Gatten ihr Leben lenkte. Aber sie lehnte sich immer wieder dagegen auf. Und besonders, wenn sie sich für neu in ihren Gesichtskreis tretende Menschen mit der ganzen Wärme ihres impulsiven Naturells interessierte, ertrug sie die vorsichtig zuwartende Art, die er von seinem Vater geerbt hatte, schwer.

Indem lenkte ein Geräusch ihre Aufmerksamkeit von dem Lesenden ab. Hinter seinem Rücken war mit leisem Rauschen die mausgraue Plüschportière, die den Salon gegen das Musikzimmer abschloß, auseinandergegangen: Ein junges, lichtgekleidetes Wesen stand unter der Tür, unschlüssig scheinbar, ob sie eintreten oder vor dem fremden Besuch umkehren sollte.

Da hatte Frau v. Lehnemark ihren Liebling schon gesehen und in heller Freude gerufen:

„Aber, Erna, mein liebes Kind! Kommen Sie doch! Es ist ja mein Sohn!“

Der Geheimrat drehte sich gelassen auf seinem Sessel herum und erhob sich ohne Eile, worauf ihn seine Mutter der jungen Dame vorstellte.

Eberhard v. Lehnemark sah, daß sie ziemlich groß und ideal gewachsen war; er hörte eine schöne Altstimme und blickte in ein Paar wundervolle, unter stolzen Brauen strahlende Augen; und obwohl er durchaus nicht zu den Männern gehörte, die jedes rosige Antlitz gleich aus dem Gleichgewicht bringt, empfing er von diesem sanften, fast schwärmerischen Liebreiz doch einen starken Eindruck. Auf seine höfliche Begrüßung sagte die Blonde mit einem bezaubernden Lächeln ihres zärtlich-roten Mundes:

„Oh, ich kenne Sie schon so gut, Herr Geheimrat! Ihre Frau Mutter kann ja nicht anders als von Ihnen sprechen, wenn wir allein sind!“

„Und wir sind oft allein!“ unterbrach sie Frau v. Lehnemark mit Wärme. „Wir unterhalten uns so am besten! Nicht wahr, mein Kind, Sie haben auch das Gefühl, daß Sie ein wenig hierher und zu mir gehören?!“

Da beugte die Schlanke, deren klare Formen das lichte, weichfallende Gewand noch hervorhob, sich tief auf die Hand der alten Frau und flüsterte mit einer wie von Rührung erstickten Stimme:

„Ach, ich bin ja so dankbar!“

Dann war sie verschwunden mit einer hingehauchten Entschuldigung, die wohl dem Beisammensein von Mutter und Sohn galt, das sie nicht stören wollte.

„Nun, wie gefällt sie dir?“ fragte Frau v. Lehnemark, ungeduldig, von dem Sohn die Bestätigung dessen zu hören, was sie selber fühlte und was sie jetzt auch auf Eberhards Gesicht zu lesen glaubte.

Aber der Professor war mit seinen Gedanken weit fort.

„Unmöglich, ganz unmöglich!“ sagte er leise.

„Wie? Wie meinst du?“

„Verzeih, liebe Mutter, ich dachte da an eine Ähnlichkeit ... aber du hast recht ... zweifellos. Das ist eine ganz scharmante junge Dame!“

Dabei dachte er an den Brief, den ihm sein Freund, der Kriminalkommissar Dr. Schavrell, geschrieben, nach dessen Lektüre er sofort Urlaub genommen hatte und nach Berlin gefahren war zu seiner Mutter.

* * *

Aus den Fenstern der v. Lehnemarkschen Wohnung strahlte helles Licht ... Es war, wie oft, eine Gesellschaft von Leuten dort oben beisammen, die Geist und Geschmack zusammenführte; die der in ihrem Alter noch so unendlich lebenswürdigen und anziehenden Hausfrau mit ihrem Talent, mit ihrem künstlerischen Können huldigten.

Ein Duett klang eben aus den offenen Fenstern, von einer leidenschaftlichen, im Samtton des italienischen *bel canto* gefärbten Frauenstimme und einem wundervollen Tenor vorgetragen ...

Die beiden Herren, unten im Dunkel der Bäume auf der gegenüberliegenden Straßenseite, horchten stumm hinauf, bis ein Arpeggio, das wie das Schluchzen einer Nachtigall klang, den Vortrag schloß ...

„Herrlich!“ sagte der Kleinere von den beiden, unten auf der Straße, „ganz herrlich! ... Es gibt doch nichts Schöneres auf der Welt als eine solche Stimme!“ ...

Sein Gefährte antwortete nicht. Ihn regte dieser wolkenverhangene Sommerabend mit seiner drückenden Atmosphäre auf; seine nervöse, seit dem Empfang jenes Briefes in einer steten Spannung befindliche Psyche litt unter der Glut, die nun schon seit Wochen anhielt und selbst die Nacht erfüllte ...

Gleich nach dem Diner hatte sich Eberhard v. Lehnemark von seiner Mutter verabschiedet und war nach dem Polizeipräsidium gefahren, um den Kriminalkommissar Dr. Schavrell aufzusuchen. Die beiden Männer hatten sich bei den mannigfachen Kriminalprozessen kennen gelernt, bei denen der Professor sein wissenschaftliches Gutachten abzugeben hatte, und mancherlei Ähnlichkeiten in ihren Anschauungen von Recht und Strafe hatten sie einander nähergebracht. Sie trafen sich damals oft in einer kleinen Weinstube der Königstadt, wo auch sonst interessante Leute zusammenkamen. Und dieses Lokal hatte Dr. Schavrell, den der Geheimrat in seinem Bureau nicht antraf, denn auch heute wieder als Rendezvous angegeben, im Fall der Professor nach ihm fragen sollte.

Aber auch dort hatte Herr v. Lehnemark stundenlang warten müssen, was seine Unruhe natürlich noch steigerte. Als endlich der Kommissar kam und sich mit der ganz unaufschiebbaren Bearbeitung einer Bankrottsache entschuldigte, da war es auch die höchste Zeit für die beiden Herren, sich auf den Weg zu machen nach der Margaretenstraße, um nicht allzuspät zu Eberhards Mutter zu kommen, der der Staatsanwalt seinen Freund schon durchs Telephon angekündigt hatte.

„Wie gut ist es“, sagte der Kriminalkommissar beim Überschreiten des Fahrdamms, „daß ich noch nicht bei Ihnen war! Sie erinnern sich doch, wie immer wieder etwas dazwischen kam! Jetzt kommt uns das brillant zustatten!“

„Also sind Sie wirklich der Meinung, lieber Doktor, daß dieses Mädchen ... Nein, wissen Sie, ich kann es mir nicht denken! So sieht eine Verbrecherin nicht aus!“

Der Kommissar sagte nur: „Aber der Brief!“ Und wie der andere schwieg, setzte er hinzu: „Jedenfalls tun wir recht, uns diese junge Dame mal aus der Nähe zu betrachten! Und darum, lieber Geheimrat, Vorsicht!“ Er lachte leise. „Je weniger wir uns beide zu sagen haben, um so besser! Wir tun beide am besten so, als ob wir uns ganz fernständen! Denn ich will Ihnen offen gestehen, ich vermute, daß da oben noch mehr als zwei Augen jeden Gast aufmerksam Revue passieren lassen.“

„Wieso? Wieso meinen Sie?“ wollte der Professor fragen; doch der Kriminalkommissar fuhr mit einer leicht abwehrenden Bewegung fort:

„Ihnen, lieber Geheimrat, wäre ich dankbar, wenn Sie sich ganz der Dame widmeten, für die wir uns besonders interessieren ... wir schlagen da gleich zwei Fliegen mit einer Klappe; denn erstens müssen Sie, als Psychologe und sogar Psychiater, Sie müssen ja so einen Einblick gewinnen, der auf jeden Fall nur wertvoll für uns sein kann ... und dann, sehen Sie, mir handelt es sich besonders darum, daß ich freie Hand habe ... ich will nicht beobachtet werden, verstehen Sie?“

„Na, glauben Sie denn, daß man das tun wird? Das würde ja auf eine förmliche Verschwörung hindeuten, im Hause meiner Mutter!“

Der Kriminalkommissar zuckte die Achseln, dabei den randlosen Kneifer abnehmend und putzend. – Die beiden Männer standen jetzt an der Gartenpforte, die sich eben auf Herrn von Lehnemarks Klingeln automatisch geöffnet hatte.

„Man kann nie wissen! Ich kann mich ja auch irren! Aber jedenfalls war es doch einfach meine Pflicht, Ihnen von der immerhin auffälligen Tatsache Nachricht zu geben, nicht wahr?“

„Aber ja! Gewiß ... und ich bin Ihnen auch dankbar.“

„Bitte, keine Ursache ... das ist mein Beruf! Na, und im übrigen, wir wollen hoffen, daß ich ... daß ich zu argwöhnisch bin.“ –

Dem Professor kam es so vor, als habe er die Rolle des Ironikers, die er sonst spielte, nun an einen andern abgeben müssen. Er drehte, schon in den Vorgarten tretend, seinen schwarzen Bart und sagte:

„Ich kann's doch nicht glauben, Doktor! Schließlich verrät die Physiognomie doch den Charakter!“

„Man muß nur die Gesichter ausnehmen,“ sagte der andere, „die gewohnheitsmäßig Masken tragen!“

„Ja, aber trotzdem“ ...

Die Herren traten ins Haus, und der Kommissar bat seinen Freund im Flüsterton, jetzt keinerlei auf diese Sache hinzielende Bemerkungen mehr zu machen und so unbefangen wie möglich zu sein.

Als sie oben geklingelt und ihnen ein Diener in moddefarbener Livree geöffnet und die Sachen abgenommen hatte, stand Dr. Schavrell unnötig lange vor dem Spiegel und bearbeitete seinen schwachen Haarwuchs mit den kleinen Bürstchen, die er dann umständlich wieder ins Etui legte und einsteckte. Weder der Diener noch der Professor, der einige Worte mit dem Manne sprach, hatte eine Ahnung, daß Dr. Schavrell sich in der Tiefe des grausilbrigen Glases während der ganzen Zeit eingehend mit dem Domestiken beschäftigte.

In dem grauen Salon fanden die Herren Frau v. Lehnemark im Gespräch mit einer Gruppe von Musikenthusiasten, die in dem Genuß des eben gehörten Duos schwelgten. Und die weißhaarige, noch so elastische Frau erhob sich und eilte ihrem Sohn, wie eine Braut dem Bräutigam, entgegen.

Der Professor küßte ihr, die er sehr liebte, die Hände. Dann wandte sie sich an Dr. Schavrell:

„Ich freue mich, Herr Doktor, daß mein Sohn immer gleich seine Freunde wiederfindet; noch mehr aber freue ich mich, daß er sie mir bringt! Seien Sie willkommen!“

In diesem Augenblick löste sich das Stimmengewirr nebenan im Musikzimmer, und in die Tür, von der jetzt die graue Samtportière ganz zurückgeschlagen ward, trat die Gesellschafterin.

Sie stutzte beim Anblick der beiden Herren; aber dann nach diesem kaum merkbaren Anhalten kam sie mit ihren leichten, schwebenden Schritten zu der Dame des Hauses herüber, die voll Stolz ihren Schützling mit Dr. Schavrell bekannt machte.

Diese beiden maßen sich einen Moment mit ihren Blicken. Der Kommissar mit einem fast fröhlichen Taxieren der ganz in weiße, brochierte Seide gehüllten Schönheit, die ihr prachtvolles Goldhaar hochfrisiert trug, die eine Eleganz der gesellschaftlichen Form, eine Vertrautheit mit dem Kreise, in dem sie sich hier bewegte, zeigte, daß selbst der Kriminalist an seinen Voraussetzungen hätte zweifelhaft werden können.

Dem Professor, der gewiß auf dem Parkett des Salons zu Hause war, fehlte der Schönen gegenüber, zuerst wenigstens, alle Sicherheit. Sein forschender Zweifel suchte vergeblich in diesem edelgeformten Gesicht nach einem Schein des Bösen und Gefährlichen. Er sprach mit ihr, und jedes ihrer Worte atmete Unschuld und Reinheit. Er blickte ihr absichtlich fest und ohne Nachsicht in die märchenblauen Augen. Aber was ihm da entgegenleuchtete, war nur die Anmut und Harmlosigkeit eines Kindes, das nichts versteht von den ernsten Fragen des Lebens. Dann aber, als seine dunklen Augen nicht von ihr wichen, da errötete sie nur, schlug die ihren nieder. Eberhard v. Lehnemarks Blicke glitten wie leidend über die sanften Züge zu dem blendenden Ton des Halses hinab, auf dem ein bizarrer Schmuck von goldgefaßten Türkisen ruhte.

Unauffällig zog Dr. Schavrell sich zurück; er dachte über die seltsame Inkonsequenz des menschlichen Herzens nach, das sich zu der Schönheit noch sehrend beugt, wenn es ihre Gefahren schon erkannt hat.

Auch die Frau des Hauses hatte sich, von allen ihren Gästen gewünscht und begehrt, fortrufen lassen. Vielleicht war es der Klugen auch nicht unlieb, daß der Sohn auf diese Weise Gelegenheit fand, sein Mißtrauen gegen die neue Hausgenossin, im Banne ihrer Schönheit, ihres Liebreizes gänzlich aufzugeben.

Eberhard von Lehnemark selber redete sich ein, sein ganzes Interesse für die liebliche Blonde sei nur dem Drang entsprossen, so schnell als möglich Klarheit zu gewinnen über ihr Wesen oder Unwesen. Daß sein Blut schneller klopfte, daß ihr Anblick ihn rührte, das wollte er vor sich selber ableugnen. Er sprach doch so weich mit ihr, so gut und war so dankbar für den Liebreiz, der ihr junges Sein umwob. Zuletzt lachte er ein bißchen absichtlich und sagte, eigentlich ganz gegen seinen Willen:

„Ich bin mit einem gewissen Mißtrauen hergekommen, mein gnädiges Fräulein“ ...

„Gegen mich?“ Sie war ganz erstaunt.

„Ja, gegen Sie! ... Und das darf Sie doch eigentlich nicht wundernehmen! Diese ungewöhnliche Art, sich kennen zu lernen“ ... Er zögerte; dann aber, wie er sah, daß eine tiefe Traurigkeit sich über ihr Gesicht breitete, fügte er rasch hinzu:

„Die ja freilich ein Glück war für Mutter, wie ich mich jetzt überzeugt habe!“

Da verklärte ein Lächeln das noch eben so leidvolle, schöne Angesicht – ein Lächeln, das der Professor für nichts hingegen hätte, und die Blonde sagte mit einem dankbaren Aufblick ihrer blauen Sterne:

„Herr Geheimrat, wenn Sie wüßten, wie froh ... wie froh ich bin, daß das alles so gekommen ist! Wenn man, wie ich, in der Fremde sein Brot essen muß ... es ist wirklich schwer ... und dann“, etwas wie Jubel kam in die klangvolle Stimme des jungen Mädchens, „dann findet man 'mal einen Menschen ... einen Menschen ... wie ich Ihre Frau Mutter! Ach, Herr Geheimrat, sie ist ja so gut, so gut zu mir! Ich kann es Ihnen gar nicht sagen! Meine eigene Mutter ... nein, es ist vielleicht unrecht, so was darf man eigentlich nicht aussprechen! Aber ich kann doch nichts dafür! Und ich traue mich's ihr ja auch gar nicht zu sagen, Ihrer Frau Mutter, wie ... wie ich fühle ... was sie für mich ist!“

Sie konnte nicht weiterreden, die schöne Blonde, sie senkte den Kopf; die Worte erstickten in diesem tiefbewegten Herzen.

Der Geheimrat dachte: Und so ein liebes Geschöpfchen, so ein Kind, das sieht der Kommissar für eine Gaunerin, eine Hochstaplerin an, weil irgendein hysterisches Weibsbild die Treue ihres Liebsten für gefährdet hält. Allerdings, daß ein Mensch da seinen Kopf verliert, in solcher Nähe, das ist schon zu glauben! Und ebenso, daß der betreffenden Braut das nicht gerade angenehm auffällt ... natürlich! Aber daraus diese Kombination! Nein, die Polizisten sind sich doch alle gleich! Und der gute Doktor markiert da den Sherlock Holmes, ohne gerade seine Treffsicherheit zu besitzen!

In dieser fast fröhlichen Gewißheit quälte es den Geheimrat förmlich, der Schönen etwas über den ominösen Brief zu sagen, der sie in einen so dummen, albernen Verdacht gebracht hatte. Schließlich hielt ihn aber doch die Rücksicht auf den Freund von ab. Und außerdem wollte er, der überhaupt eher zu den Schweigsamen gehörte, dem armen Mädchen, das sich schon alles so sehr zu Herzen nahm, nicht noch unnötig bittere Stunden bereiten.

Er fing die blauen Augen, wie sie heimlich suchend an den seinen hingen, und eine neue Welle von Güte und Zärtlichkeit schlug an seine Brust.

In diesem Augenblick begann im Nebenzimmer, wo die Menschenstimmen still geworden waren, eine Geige ihre sehnsuchtsvolle Weise.

Der Mann und das Mädchen schwiegen.

Nur von Zeit zu Zeit suchte verstohlen ein Blick den andern und sprang, wie ertappt auf Sünden, davon, irgendwohin ins Zimmer. Aber das blaue Auge flog dann, wenn das dunklere des Mannes abirrte, ihm nach, mit triumphierendem Aufleuchten.

Da kam, geräuschlos auf dem Perserteppich, die Hacken hebend, Dr. Schavrell herein zu den beiden, die bis jetzt allein waren ... Der Professor empfand den Eintritt des andern in diesem Augenblick peinlich, ja störend. Sich zu der Blondin beugend, sagte er im Flüsterton:

„Wollen wir nicht nebenan hineingehen? Man hört da besser.“

Damit nickte er freundlich zu dem Kommissar hin und ging, den Arm des Gesellschaftsfräuleins in den seinen legend, hinaus.

Dr. Schavrells Kneifergläser funkelten und lachten hinterdrein. Schon das Gespräch mit dem Professor auf dem Herwege nach der Villa hatte ihn heimlich lächeln lassen über die Leichtigkeit, mit der reiche und vornehme Leute sich von der geschmeidigen Unterwürfigkeit fangen lassen, wenn sie ihrem Auge, ihren Sinnen schmeichelt. Nun hatte er selbst ja auch noch nichts wie jenen anonymen Brief als Beweismittel in den Händen ... Aber sein unbestechliches Auge sah den Verdacht bestätigt durch die für sein Empfinden überzuckerte Demut und Kindhaftigkeit der blonden Schönheit.

Vielleicht hätte er besser getan, dem Professor von jenem anonymen Briefe gar nichts mitzuteilen. Es war aber geschehen und war auch seine Pflicht gewesen, dem Freunde und dem Sohn einer Mutter gegenüber, die er für bedroht hielt!

Der Geheimrat schlug diese Warnung in den Wind. Damit gewann der Kommissar die Berechtigung, ganz nach eigenem, pflichtgemäßem Ermessen zu handeln.

So recht zufrieden mit dem Fortgang der Handlung in diesem Drama, dessen Inszenierung er überwachte, ließ sich Dr. Schavrell in den grauen

Ledersessel, der beim Ofen stand, zu behaglichem Sinnen nieder. In seinem Nachdenken war's ihm, als wehe ihn ein Lufthauch an. Ohne den Kopf zu bewegen, nur die klugen, rastlosen Augen aufhebend, sah er, wie sich die Tür vom Korridor her lautlos öffnete. Anscheinend hielt eine kräftige Hand die Klinke und drückte die Tür vorher fest an, daß auch nicht das geringste Geräusch entstehe. Dann kam sehr langsam durch den sich vergrößernden Türspalt ein Kopf, und das glattrasierte Gesicht des Dieners Franz schob sich, scharf umherspähend herein.

Den Kriminalkommissar, der in der Ecke hinter dem Kamin im tiefen Sessel saß, bemerkte der Diener nicht; er trat mit der größten Behutsamkeit jetzt ganz ins Zimmer und bewegte sich mit aller Vorsicht, den Kopf vorreckend, auf die Tür zu, die ins Musikzimmer führte. In einiger Entfernung davon blieb er stehen und lauschte. Der Kommissar, selber ganz regungslos, wandte kein Auge von dem Manne, dessen große Nase sich begehrlieh vorreckte aus dem flachen, von einer inneren Aufregung roten Gesicht, dessen Kinn und Lippen brutal wie die eines Tieres waren.

Nebenan wurde jetzt lauter geredet; es schien, als kämen die Stimmen hier herein. Da war der große, starkknochige Mensch, behend wie ein Kaninchen, wieder bei der Tür und wollte hinaus.

In diesem Augenblick fiel sein Auge auf den Herrn im Sessel, der ihn groß anblickte.

Des Dieners lange Figur zuckte zusammen, er stand für einen Moment stramm und gerade, wie ein Soldat vor seinem Offizier. Der Kommissar ließ seine Augen nicht von dem fassungslosen Gesicht. Da vorbeugte sich der Mann und war zur Tür hinaus.

Dr. Schavrell erhob sich; er meinte nun den Faden zu haben, der von der Heldin dieses Geheimnisses zurückführte in die Hinterhalte und Urgründe eines wahrscheinlich geplanten schweren Verbrechens.

* * *

Die zwanglose Geselligkeit, die sich in den verschiedenen Räumen der großen Wohnung verteilte, zog sich gegen neun Uhr im Speisesaal zusammen, wo an kleinen Tischen kalte Küche gespeist wurde. Einzelne Gäste verließen dann den Saal wieder, eine Gruppe von Politikern, die sich von ihrer erregten Debatte nicht hatten trennen können, kam erst noch, und in dem Hin und Her, das jede Kontrolle ausschloß, fand Dr. Schavrell leicht die Möglichkeit, das auszuführen, was er inzwischen

beschlossen hatte. Er sah Frau von Lehnemark, ihren Sohn und das Fräulein von Lauchenfels an einem Tische sitzen, sah, daß sich sein Freund lebhaft unterhielt mit der schönen Blondin. Und beim Anblick der beiden netten, hellgekleideten Hausmädchen, die zusammen mit dem Diener servierten, sagte sich der Kommissar, daß der größte Teil der Dienerschaft jedenfalls hier und die hinteren Räumlichkeiten augenblicklich wohl so ziemlich verlassen wären.

So verschwand er, der ein lebhaftes Orientierungsvermögen besaß, zuerst in ein Rauchzimmer und gewann von dort aus den Korridor, der zu den hinteren Gelassen führte.

Der lange Gang, durch eine Ampel matt erhellt und läuferbelegt, hatte die Zimmer zur Linken. Unten schien er im Winkel nach links zu gehen; von dort klang auch, durch die geschlossene Tür abgeschwächt, Küchengeräusch.

Der Kommissar öffnete die erste Tür links, nachdem er sich durch Hinhorchen überzeugt hatte, daß niemand da sei, und schlüpfte hinein. Seine elektrische Laterne zeigte einen Raum, der wie ein nicht benutztes Gastzimmer aussah. Er versuchte durch die Verbindungstür ins nächste Gemach zu kommen, mußte aber zurück auf den Korridor, weil die Türe verschlossen war.

Indes kam aus dem Speisesaal ein Mädchen.

Der Kommissar blieb ruhig in der tiefen Türnische stehen.

Das Mädchen, mit dem von Geschirr und Gläsern beladenen Tablett in den Händen, ging, offenbar ganz mit sich selber beschäftigt, vorüber, ohne den Kommissar zu sehen.

Der wartete lächelnd, bis die Küchentür klappte, dann trat er schnell in die nächste Tür vom Flur hinein.

Hier befand er sich im Vorraum eines Bades, er sah das an den Handtüchern, Frottiermänteln, der breiten Chaiselongue und den anderen Bequemlichkeiten. Und instinktiv die rechtsliegende der beiden Türen öffnend – denn die linke, nach hinten gehende führte offensichtlich ins Bad – sah Dr. Schavrell, daß er nun im Schlafgemach der Hausfrau selber stand. Er belustigte sich ein klein wenig an dem von zartem Blau überwölbten Rokoko der Einrichtung und eilte weiter, diesmal durch eine halboffene Verbindungstür in das Boudoir der Dame und von dort endlich in einen Raum, den er ohne weiteres als der blonden Gesellschafterin der Frau von Lehnemark gehörig erkannte ...

Das Zimmer hatte weiße Lackmöbel, die mit lachsroten Seidenbändern geputzt waren; aber weder dies, noch die hier herrschende Spiegelverschwendung interessierte den Kommissar. Die Kästen der Spiegeltoilette, die Schränke und Kästchen, alles stand offen. Aber so eifrig der Kriminalist suchte, er fand keinen Brief, kein Blatt Papier. Und ein Blick hinter die breite, auch wieder mit fleischfarbener Seide dekorierte Messingbettstelle belehrte ihn sogleich über die Ursache dieses gänzlichen Mankos: da hinten stand ein großer, äußerst solider Lederkoffer, der, das ergab die Beleuchtung mit der Taschenlaterne ohne weiteres, so starke Schlösser besaß, daß nur ein gewaltsames Aufbrechen, an das Dr. Schavrell natürlich nicht dachte, hier hätte zum Ziele führen können. Nun fragte es sich, ob vielleicht in einem Nebenraum Anhaltspunkte sich fanden? Eine Tür war dort, aber nur eine Tapetentür, die nicht verschlossen war.

In dem Moment, wo der Kriminalkommissar den Schlüssel umdrehte und die Tür behutsam aufzog, hörte sein feines, durch so viele Übung geschärftes Gehör draußen auf dem Korridor Schritte. Er lauschte gespannt ... der Schritt kam näher ... es klopfte ... Im selben Augenblick war der Kommissar in der Kammer und zog, zwischen den Kleidern, die dort eins beim andern an Regalen hingen, die Tür vorsichtig ins Schloß.

Die Tapetentür war wohl sehr dünn, schloß in den Fugen vielleicht auch nicht besonders, jedenfalls hörte Dr. Schavrell das Hereintreten der Person ins Schlafzimmer des Fräuleins so deutlich, wie wenn er selbst danebenstände ... Jetzt fiel auch ein schwacher Lichtschein, wahrscheinlich durch einen Tapetenriß, in sein Verlies. Der da draußen hatte das elektrische Licht angedreht – denn es war ein Mann, der Kommissar war nach der Art des Anklopfens, nach dem Auftreten der für ihn unsichtbaren Füße fest überzeugt davon ... Und glaubte auch zu wissen, wer es war ...

Dann hörte der Beamte, dem es zwischen den Kleidern etwas warm wurde, ein leises Hin- und Hergehen ... Stehenbleiben, ja er meinte sogar das tiefe Atemholen dessen zu vernehmen, der hier doch mehr wollen mußte, als nur im Zimmer dieser jungen Dame zu verweilen.

An seine eigene Situation dachte Dr. Schavrell gar nicht. Für ihn, der diesen Beruf aus Lust an spannenden, aufregenden und natürlich auch gefährlichen Momenten erwählt hatte, kam der Umstand, daß er hier vielleicht überrascht werden und sich dann einem möglicherweise sehr unangenehmen Gegner gegenübersehen konnte, gar nicht in Frage. Nur

ein leidenschaftliches Interesse, eine die entferntesten Möglichkeiten erwägende Aufmerksamkeit erfüllte ihn, und er begriff vollkommen den lauten Seufzer seines Nachbarn, den wahrscheinlich noch eine größere Ungeduld peinigte als ihn selbst.

Da ging die Tür, und ein ersticktes „Ah!“ verriet dem Kriminalisten, daß der Harrende nun belohnt und die erwartete Person eingetreten sei.

„Was ist denn?“ hörte Dr. Schavrell die Mädchenstimme, die er trotz ihres Flüstertones und der hemmenden Tapetentür auf der Stelle erkannte, sagen, „weshalb rufen Sie mich denn her?“

Im Ton des Fräuleins war Ärger und Ungeduld. Über die Beklommenheit und die schüchterne Form, in der der andere sprach, wurde sich der Kommissar erst mit der Zeit klar.

„Es ist was nicht richtig,“ sagte die männliche Stimme, die zweifellos dem Diener Franz gehörte, „erstens mal der Sohn, der gekommen ist, der Geheimrat, und dann auch der andere ... der besonders ...“

„Ach was, Sie sind wirklich ein richtiger Hasenfuß! Wenn man denkt: so ein Goliath, und läßt sich von jedem ins Bockshorn jagen!“

„Erna!“ Der Mann stöhnte.

„Was ist denn?“ Sie näherte sich ihm scheinbar. Ein Schluchzen, sicher aus der Mannesbrust, ward vernehmlich.

Der Kommissar nickte in seinem heißen, vom Dunst und Parfüm der Frauenkleider geschwängerten Versteck vor sich hin. Auf diese Weise hatte es dieser schöne, blonde Teufel fertiggebracht, den einfachen Menschen da in ihre Netze zu bringen, um einen Genossen für ihr Verbrechen zu haben! Er hörte etwas wie das Geräusch von Küssen, die aber wohl nur den Händen des Mädchens galten, sie sprach gleichzeitig, mit derselben lockenden, weichen, girrenden Stimme, der Dr. Schavrell vorher im Salon gelauscht hatte, die arme und reiche, kluge und törichte Menschen gleichermaßen in ihren Bann zu schlagen schien.

„Sie brauchen sich nicht zu ängstigen, Franz,“ sagte sie, „es ist alles genau vorgesehen ... in acht Tagen ist die Alte erledigt, und wir haben das Geld.“

„Und wer“ ... der Mann sprach stockend, „wer soll es tun?“

„Was denn?“

„Na, ich meine, die alte Frau ... Frau v. Lehnemark“ ...

„Ja, was soll die?“

„Na, ich meine, wir müssen doch ... die muß doch ... von selbst wird sie's doch nich rausgeben!“

Das Mädchen lachte, ein Lachen, das so weich, so kindlich klang und das doch so verräterisch falsch war.

„Ach so, Franz, ja ... Wenn Sie uns da nicht helfen wollen ... haben Sie darum solche Angst?“

„Ja“, gestand der Mann schwer atmend.

„Aber meine Liebe wünschen Sie sich? Ich soll die Ihre sein?“

„Ja, ja!“ stieß die vor Erregung heisere Stimme hervor. „Ja, Erna! ... Süße, einzige Erna!“

Und ein hartes Dielengeräusch sagte dem Lauschenden, daß der große Mensch nebenan vor der goldhaarigen Verführerin auf die Knie gefallen war.

„Aber, Franz! ... Kommen Sie, stehen Sie doch auf, wir haben doch wirklich dazu keine Zeit ... kommen Sie doch!“

Sie fing an nervös, ungeduldig zu werden, ihr Organ hatte plötzlich alle seine Süße und Weichheit eingebüßt „Sollen wir uns durch Ihre Dummheiten hier etwa noch verraten?“

Ihn hörte der Kommissar heftig schluchzen. Das lange gehemmte und aufgespeicherte Gefühl einer tollen Liebeshörigkeit mußte den starken Menschen ganz zusammengeworfen haben.

Nun trat sie ihm wohl näher und beugte sich hinab zu seinem Ohr. Dr. Schavrell vernahm mit gespitztem Gehör doch nur ein Wispern, ein Zischeln. Die bunte, gleißende Schlange spritzte dem Betörten ihr Gift, ihre verbrecherischen Pläne ins Herz!

Des Mannes Stimme kam wieder ruhiger, wenn auch mit einem Klang der Angst, des Vorwurfs und der im Innern nachzitternden Erregung. Er war schwer zu verstehen, aber der Kommissar hörte doch, daß es sich um ihn selbst handelte, um die Überraschung des Dieners durch Dr. Schavrell im grauen Salon.

„Es ist ja möglich,“ sagte das Fräulein sehr leise, „aber was wollen denn die rauskriegen? Haben ja nicht den geringsten Verdacht! ... Nein, nein!“ wiederholte sie auf den abermaligen Einwand des Dieners.

„Der Geheimrat hat seine Mutter ... zufällig ... der ... dran ... zu tun ... ganz ruhig“ ...

Der Kommissar konnte trotz seines angespannten Lauschens nur noch Worte, einzelne Silben auffangen. Die beiden entfernten sich scheinbar von der Tapentür, in deren nächster Nähe sie gestanden haben mußten. Erst huschten die kleinen, silbernen Schühchen zur Tür hinaus, dann hoben sich die großen, harten Männerstiefel auf ihre Spitzen und schlichen hinterdrein.

Der Kommissar stand noch eine Weile in der Kleiderkammer. Er zerbrach sich vergeblich den Kopf über die Art des Überfalls auf Frau v. Lehnemark. Aber die Blonde hatte mehrmals das Wort „wir“ und „uns“ gebraucht, wenn sie von der beabsichtigten Tat zu dem Diener sprach, der so wohl nur einem andern, der das Ganze dirigierte, als Beistand dienen sollte. Aber wo war dieser andere? In Hamburg vielleicht, in Großborstel, woher der Brief jener angeblichen Elise Freifrau v. Lauchenfels stammte?

Mit großer Vorsicht die Kammertür öffnend, lauschend und schleichend wie ein Luchs, gewann der Polizeimann den Korridor und befand sich eine Minute später wieder unter den Gästen der Frau v. Lehnemark, die seine Abwesenheit wohl kaum bemerkt hatten.

* * *

Dr. Schavrell hatte die Fenster seines Dienstzimmers weit geöffnet. Gegen Morgen war endlich das langersehnte Gewitter niedergegangen, dessen furchtbarer Platzregen die Straßen der Stadt überschwemmt hatte. Und es regnete immer noch, leise, verhalten, aus einem bewölkten Himmel, der kaum ein Stückchen seines reinen Blaus zeigte. Aber die Luft, dieser wie von tausend Fluten gewaschene Atem der Großstadt war jetzt köstlich. Der Kriminalkommissar war aufgestanden von seinem Pultsessel und an das Fenster getreten, das ihn aus einer Dreistockhöhe über die Dächer der nach dem Westen zu liegenden Häuser hinwegsehen ließ. Da war noch viel altes Gemäuer, für das die Baulust ihre Spitzaxt wohl schon geschliffen hatte. Und in diesem Augenblick kam ein Sonnenstrahl, der erste nach dem tobenden Unwetter aus gespaltenem Wolkenkamm, huschte über die nassen, aufglänzenden Dächer und verstärkte sich zu einem breiten goldenen Licht, in dessen Glanz und Schimmer ein Taubenflug badete, der hoch in der Höhe seine jäh unterbrochenen Schleifen zog.

„Es wird Licht!“ sagte Dr. Schavrell vor sich hin und lächelte. Dann drückte er auf den Knopf des Zimmertelegraphen. Der eintretenden Schutzmannsordonnanz befahl er:

„Die Rapporte!“

Der Mann kam mit einer Aktenmappe. Da heraus fielen auf Dr. Schavrells Tisch ein Stoß Papiere, die der Kommissar durchblätterte.

Es klopfte, ein anderer Beamter trat ein und meldete:

„Herr Geheimrat v. Lehnemark!“

„Ich lasse bitten!“

„Wir haben uns gestern gar nicht mehr recht aussprechen können,“ sagte der Professor nach einer freundlichen Begrüßung, die von seiner Seite trotzdem etwas Vorsichtiges, Zurückhaltendes hatte, „und Sie gingen ja auch leider so früh, lieber Doktor.“

„Ja, ich mußte heute schon sehr zeitig wieder raus!“

„Schade! Es war noch so nett später ... Das Fräulein hat nachher auch noch gesungen.“

„Das Fräulein? Die Gesellschafterin?“

„Ja, eine ganz ungeschulte Stimme ... aber brillantes Material ... Meine Mutter hat allen Ernstes die Absicht, sie ausbilden zu lassen.“

Dr. Schavrell sagte mit einem feinen Lächeln:

„Ihre Frau Mutter ist jedenfalls ganz im Banne dieser Schönheit.“

„Ja, und das begreif’ ich auch vollkommen! Das ist ja in der Tat ein ganz seltener Mensch! ... Klug und schön ... und musikalisch ... überhaupt eine Vielseitigkeit!“

„Ja, vielseitig ist sie, das ist wahr.“

Der Professor lachte, fast ein bißchen verlegen, dann sagte er zögernd, als sei ihm das, was nun kommen würde, zum mindesten unerwünscht:

„Sie halten also wirklich noch an Ihrer Ansicht fest, Doktor?“

Der Kommissar hatte seinen Schlachtplan total geändert. Er sah ja, daß die Blonde, wie erst die Mutter, so jetzt auch den Sohn vollständig überwunden hatte. Der Professor war, danach brauchte man nicht erst zu fragen, von der Harmlosigkeit und Unschuld der Gesellschafterin heute völlig überzeugt. Und damit war er nicht allein kein Bundesgenosse, sondern geradezu gefährlich für Dr. Schavrell, der jetzt beschloß, sich so passiv wie möglich zu verhalten, den andern reden zu lassen und ihm womöglich dadurch die Meinung beizubringen, er sei selber schon wieder von seinem Verdacht zurückgekommen.

So zuckte Dr. Schavrell die Achseln und sagte nur:

„Äußerlich ist sie jedenfalls eine scharmante Person!“

„Nein“, erwiderte der Professor mit Wärme, „nicht nur äußerlich! Ich habe sie erst zwei Tage gesehen und kenne sie vorher ebensowenig wie Sie, lieber Doktor. Aber so viel Menschenkenner bin ich denn doch: das ist ein ganzer, voller Mensch, sag’ ich Ihnen! Ein Prachtgeschöpf! Einfach ein Prachtmädchen! Sie lächeln und denken: Der hat sich auch fangen lassen! Nee, lieber Doktor, das hat er nicht! Sie wissen, mein Beruf bringt mich seit zwanzig Jahren mit Simulanten und Heuchlern aller Art zusammen ... täglich, stündlich, könnt’ ich sagen. Und nun frag’ ich Sie, Doktor: Sieht so eine Heuchlerin, eine Verbrecherin aus?“

Dr. Schavrell blickte nur verstockt und zweifelnd vor sich hin; er tat so, als rüttelten die Worte des Professors immer heftiger bei ihm an einer vorgefaßten Meinung, die schon ins Wanken kam. Auf dem Grunde seiner Seele aber lachte und kicherte der Spott, im Gedanken an die Szene im Schlafzimmer der Gesellschafterin, zu deren Zeugen ihn allein sein spürendes Mißtrauen, sein scharfer Instinkt für verbrecherische Menschen gemacht hatten ...

„Na, sagen Sie lieber Doktor, jetzt, nachdem Sie dies Wesen auch kennen gelernt haben, da können Sie doch selbst nicht mehr den leisesten Zweifel hegen, daß wir uns geirrt haben? Daß das keine Verbrecherin ... was sag' ich denn! ... daß alles, was gegen das Mädchen vorgebracht wird, daß das nichts weiter wie ganz gemeine Hinterträgeien und Verleumdungen sind!“

Der Kommissar dachte, wie diese Worte des Freundes, der doch selbst ein erfahrener Praktiker in solchen Dingen und nebenbei ein wirklich kluger Mensch war – wie das alles wohl auf ihn selbst gewirkt hätte, wenn er nicht gestern Abend in der Kleiderkammer das Gespräch zwischen dieser scheinbar Heiligen und dem ebenfalls von ihr genasführten Diener belauscht hätte. Er sah die Gestalt der Blondin in ihrer hinreißenden Anmut vor sich und begriff den Professor beinahe ... Aber er wußte jetzt auch, daß alles, was in dieser Sache geschehen mußte, nur ganz allein von ihm, ohne jeden Mitwisser getan werden durfte! Deshalb spielte er die Rolle dessen, der sich gegen die bereits erkannte bessere Wahrheit nur noch schwach wehrt, geschickt weiter und sagte:

„Aber der Brief ... der Brief!“

„Na schön, der Brief, gesehn hab' ich ihn ja noch nicht,“ meinte der Professor, „aber“ ...

„Hier, bitte, hier ist er!“ Der Kommissar hatte flink das anonyme Schreiben aus der Mappe geholt und es dem Gelehrten hingeschoben, der das unscheinbare Papier ebenso rasch nahm und es – offenbar doch nicht ohne eine gewisse innere Unruhe – überflog. Aber schon während des Lesens verschwand dieser gespannte Ausdruck von seinen Zügen. Zum Schluß lachte er laut auf.

„Und das ist Ihr ganzes Material?“

„Ja,“ sagte Dr. Schavrell mit einem Ton, einer Miene, aus denen man erkennen konnte, daß er sich immer unsicherer fühlte und schon ein wenig anfing, die Blamage in den Augen des andern zu fürchten.

„Ich versteh' das nicht“, der Geheimrat wurde jetzt ganz ernst, „wissen Sie, wenn man Sie so hört, sollte man gar nicht an den warmherzigen, freundlichen Menschen glauben, der doch in Ihnen steckt! Anonyme Briefe sind an sich nicht viel wert; aber der hier erklärt sich doch so unsagbar einfach!“

„Sie meinen durch die Eifersucht irgendeiner andern Frau?“

Der Professor nickte.

„Selbstverständlich! Was sagt denn die Schreiberin?“

Und er las mit lauter Stimme und starker Betonung den Brief absichtlich langsam vor:

„An der hohen Polizei. – Zeige ergebst an, die Jesellschafterin bei Frau Baronin v. Lehnemark ist gar kein Fräulein, sondern Frauenzimmer, was auch nicht so heißen tut. Habe ihr beobachtet mit dem Diener Franz, die unter eine Decke stechen. Sie haben was vor mit der gnädigen Frau, was nichts gutes sein kann. Warscheinlich auf die Reise, aber sehr bald. Das zeichet an“ ... Nun folgte ein absichtlich unleserliches Namengekritzel und dann noch die Worte: „Frau Baronin wohnt Margaretenstr. 87.“

Herr von Lehnemark sagte aufblickend:

„Wie sind übrigens gerade Sie zu dem Briefe gekommen, Doktor?“

„Ich sah ihn durch Zufall bei einem Kollegen, der nichts Rechtes damit anzufangen wußte.“

„Und wohl auch der Ansicht war, es handle sich da um einen einfachen Dienstbotenklatsch?“ unterbrach ihn Herr von Lehnemark.

Der Kommissar zuckte mit den Schultern, als könne er dieser Vermutung des Freundes nichts Rechtes entgegenhalten.

„Jedenfalls hab' ich ihn mir ausgebenen zur weiteren Bearbeitung ... dazu hielt ich mich schon in Ihrem Interesse für verpflichtet, lieber Freund!“

„Aber ja! Selbstverständlich! Das erkenne ich ja auch vollkommen an! Um so mehr, wo es sich um das Teuerste und Liebste handelt, was ich habe, um meine Mutter! Dafür dank ich Ihnen auf alle Fälle, dessen können Sie fest versichert sein, lieber Doktor! Nur ... ich meine ... auch der beste Mensch, der fähigste Kriminalist“, der Geheimrat lächelte, seinen langen, schwarzen Bart drehend, voller Bonhomie, „selbst ein Dr. Schavrell kann sich mal irren, will ich sagen!“

Der Kommissar nickte langsam; sein Gesicht, dessen ein bißchen kleine, unter tiefen Lidern verborgene Augen so ruhig durch die Kneifergläser blickten, war ganz undurchdringlich.

„Ich habe natürlich auch meiner Mutter von dem Brief erzählt,“ fuhr Herr von Lehnemark fort, „nicht gerne, wie ich offen gestehe. Denn im Grunde genommen schien mir die Sache zu unwichtig, um meiner alten Dame das Herz damit schwer zu machen. Aber sie hat einfach gelacht

und gesagt, diese Dienstbotengeschichten interessierten sie gar nicht. Es wäre schon schlimm genug, daß sich immer gerade die besten Mädchen so bald verheiraten. Ihre Erna, ich meine Fräulein von Lauchenfels, hineinzuziehen in den Tratsch und die Eifersüchteleien der Domestiken untereinander, das wäre doch einfach komisch! Pardon, lieber Doktor! Das sage natürlich nicht ich, das sagt meine gute Mutter, die, das werden Sie gewiß zugeben, auch nicht gerade auf den Kopf gefallen ist und in ihrem langen Leben als Frau und Vorsteherin eines großen Haushaltes gewiß mehr derartige Erfahrungen gesammelt hat.“

Der Professor hielt inne. Lachend sagte er dann:

„Ich hätte eigentlich Rechtsanwalt werden sollen! Ich glaube, ich hätte da auch Karriere gemacht!“

„Und mich denken Sie sich als Staatsanwalt Ihnen gegenüber?“ lächelte der andere.

„Ein bißchen ... übrigens, was ich noch sagen wollte,“ meinte Herr von Lehnemark, „ich habe mich heute früh, zu allem Überfluß, nach ihren ... nach Fräulein von Lauchenfels' Verwandtschaft erkundigt ... ein Brief brachte mich dazu, den meine alte Dame mir zeigte – von der Mutter des Fräuleins ... hier wollen Sie, bitte, mal lesen.“

Der Kommissar nahm den Brief. Er sah weniger auf die ziemlich gleichgültigen, übrigens von Frömmigkeit triefenden Sätze, als auf die Schrift, eine steile, zittrige Greisenhand, im Stil einer vergangenen Epoche, die nach des Kommissars innigster Überzeugung virtuos gefälscht war.

„Sehr gut,“ sagte er daher doppelsinnig, „und Sie haben sich inzwischen nach der alten Dame erkundigt, lieber Freund?“

„Ja“, bestätigte der Professor mit sichtlicher Genugtuung „und habe, wie vorauszusehen war, die denkbar beste Auskunft erhalten! Frau Elise von Lauchenfels ist die Witwe eines Domänenrates, wohnt in Großborstel bei Hamburg und besitzt nur diese einzige Tochter, die leider genötigt ist, ihr Brot in der Fremde zu suchen ... übrigens ist die alte Frau in ihren Kreisen als sehr originelle und hochgebildete Dame bekannt und geachtet.“

Der Kommissar horchte auf: was er da hörte, das stimmte nicht ganz überein mit dem Ergebnis seiner Recherchen. Aber es war immerhin möglich, daß der Gewährsmann des Geheimrats besser orientiert war. Für ihn selbst ging aus alledem nichts anderes hervor, als daß diese

Verbrecherbande, an deren Existenz er auch nicht einen Augenblick zweifelte, ihre Machinationen sehr geschickt ausführte. So wählten sie schlauerweise Personen, die in der Tat existierten, als angebliche Verwandte.

„Bei der alten Dame selbst haben Sie sich nicht erkundigt?“ sagte Dr. Schavrell.

Offenbar wenig angenehm berührt von dieser Zumutung sagte der Professor:

„Wie denken Sie sich dann das, lieber Doktor? Meine Mutter fordert ein schutzbedürftiges junges Mädchen zum Mitkommen in ihr Haus auf ... in der Straßenbahn, und dann soll sie, auf einen Brief von der Mutter hin, sich förmlich nach dem jungen Mädchen erkundigen? Die Geschichte, wie das kam, wie sich das Fräulein zu wehren hatte gegen einen solchen Unhold, und wie meine alte Dame ihr beistand, das hab' ich Ihnen doch erzählt!“

„Ganz recht! Ganz recht,“ beeilte sich der Kommissar zu versichern, „das weiß ich alles! Und ... wenn man die Sache so auffaßt“ ...

„Ja, aber wie soll man sie denn sonst auffassen?“

„Allerdings ... Sie haben ja recht.“ Der Kommissar wurde scheinbar immer verlegener. Bei sich aber übersah er die Situation jetzt noch viel klarer: Die Bande hatte irgendwo die Baronin von Lehnemark mit ihren lebenswürdigen, warmherzigen und nur allzu vertrauensvollen Eigenschaften kennen gelernt, hatte die Wohnung ausspioniert und nun die Blonde vorgeschickt. Zuerst gegen den Diener, diesen Tölpel, der auch sofort auf die schöne Larve hereinflie, und der dann seinen Komplizen Zeit und Gelegenheit vermittelte, wo man auf die Gutherzigkeit und Schönheitsliebe der alten Frau Sturm laufen konnte. Denn, Dr. Schavrell zweifelte keinen Augenblick, diese auffallende Szene in der Straßenbahn war ein klug berechnetes Gaukelspiel gewesen, das richtig seine volle Wirkung getan hatte ...

Herr von Lehnemark war aufgestanden; offenbar sehr zufrieden mit dem Resultat seines Besuches. Im Fortgehen sagte er: „Ich möchte Ihnen gleich Adieu sagen, lieber Doktor! Ich fahre jedenfalls heute noch nach Kiel zurück ... mit dem Abendzug. Jetzt, wo sich die Sache aufgeklärt hat, bin ich ja hier nicht mehr nötig.“

Der Geheimrat sah den andern, Bestätigung heischend, an. Wie der nur gedankenverloren nickte, fuhr der Gelehrte fort:

„Ich habe dies Jahr spät Urlaub ... habe ihn also noch vor mir, was auch etwas wert ist ... Vielleicht“, setzte er mit dem frohesten Gesicht von der Welt hinzu, „gehe ich dann auch nach Helgoland ... meine Mutter bleibt jedenfalls längere Zeit dort ... und ... die alte Dame hat sonst so gar nichts von mir.“

Erst als die Tür hinter Herrn von Lehnemark ins Schloß gefallen war, breitete sich das Lächeln über Dr. Schavrells Züge. Er hätte dem Freunde diese schwere und unausbleibliche Enttäuschung gern erspart. Da das nicht in seiner Macht stand, wollte er mit verdoppelter Wachsamkeit auf seinem Posten sein. Er rauchte sich eine von den schwarzen Havannazigaretten an, die er bevorzugte, seit er sich einige Jahre in den „Staaten“ aufgehalten hatte – die Amerikaner nennen sie bezeichnenderweise „Sargnägel“ – und begann seine Wanderung – die Hunderte und Tausende von Schritten in dem geräumigen Zimmer, während welcher er sich seine Pläne zurechtlegte und seine Entschlüsse faßte.

Bis die Ordonnanz klopfte und eintretend meldete:

„Ein Fräulein Martha Flanzke wünscht den Herrn Kommissar zu sprechen.“

„Bitte.“

Die Tür ging auf, und ein großes, einfach gekleidetes Mädchen, das Dr. Schavrell sofort erkannte, trat ein.

* * *

Die getragenen Klänge einer Trauermusik kamen, allmählich sich zur vollen Melodie erhebend, durchs offene Fenster, das aus dem nun wieder blauen, lachenden Himmel ein großes, viereckiges Stück herausschnitt. Und war es die sanft hereinwehende Trauerweise oder ihr eigenes Leid – in die braunen Augen des großen Mädchens mit der weißen, etwas sommersprossigen Haut traten die Tränen ...

Der Kommissar, der diese selbe Martha Flanzke in seiner Erinnerung wieder an sich vorbeigehen sah auf dem matterleuchteten Korridor, mit dem geschirrbeladenen Tablett in den ausgestreckten Händen, hielt es für richtiger, jetzt nicht zu wissen, daß sie bei Frau von Lehnemark im Dienst stand. Er ahnte nicht, er wußte, was ihm die nächsten Minuten bringen würden, aber das ließ ihn nur unbefangener erscheinen. Mit einem gütigen Lächeln beruhigte er das Mädchen: sie solle ihm nur

sagen, was sie bedrückte! Soviel in seiner Macht stünde, wollte er ihr gewiß helfen!

Das Mädchen, offenbar von innerer Angst gepeinigt, faßte sich mühsam.

„Ich komme, weil ich was anzeigen will, Herr ... Herr“ ...

„Kommissar bin ich ... lassen Sie sich ruhig Zeit! Übereilen Sie sich nicht! Gegen wen richtet sich denn Ihre Anzeige?“

„Ich war erst drüben im Bureau ... in das große Zimmer, da sagten sie aber, hier ... ich habe nämlich den Brief geschrieben.“

„Meinen Sie den hier?“

Dr. Schavrell nahm das Schreiben aus der Mappe, die noch auf dem Tisch lag, und hielt es ihr hin.

„Ja, ja!“

Sie war sichtlich verwirrt und wußte nicht weiter.

„Der Diener Franz – wie heißt er doch gleich?“

„Piper.“

„Ja, richtig, dieser Franz Piper ist wohl Ihr Bräutigam?“

„Ja ... das heißt ... wir ... wir waren beinah' drei Jahre verlobt ... und da kam die ... das Fräulein ... ach, Herr Kommissar, das ist eine! Nein, so was können Sie sich nicht denken! Die ... die“ ...

„Ruhig, ruhig“, ermahnte der Kommissar die Aufgeregte, die in dem Sturm, der ihre Brust durchtobte, rasch ein paar Schritt vorgetreten war und nun dicht neben Dr. Schavrells Sessel stand, „da, bitte, nehmen Sie mal Platz!“ Er zeigte auf den Stuhl, auf dem kurz zuvor der Geheimrat von Lehnemark gesessen hatte. „So ... und nun antworten Sie ganz ruhig auf meine Fragen – wie lange kennt Ihr Bräutigam die Gesellschafterin schon?“

„Schon lange! Vorher schon!“

Der Kriminalkommissar erhob leicht die Hand. Das Mädchen, aus dessen dunklen Augen jetzt die Rache der Eifersüchtigen, der ohnmächtige Zorn der Verstoßenen glühte, saß mit halboffenem Munde, voller Fiebereifer das nächste Wort erwartend.

„Sie wollen damit sagen, daß Ihr Franz die Bekanntschaft dieses ... dieses Fräuleins schon gemacht hat, ehe sie bei Ihnen im Hause war?“

„Ja, Herr Kommissar, ja!“

„Und wo hat er sie kennen gelernt?“

Einen Augenblick perplex, sah das Mädchen den Beamten unsicher an.

„Wo? Na auf der Straße! Draußen wie 'ne ganz Gewöhnliche.“

Der Kommissar fiel ihr ins Wort.

„Sie müssen sich nicht so aufregen! Wie soll ich denn Ihren Worten Glauben schenken, wenn ich sehe, daß Sie so voll Gift und Galle sind?“

„Ja, aber, Herr Kommissar, ich kann doch nicht“, schluchzte das Mädchen auf, „wenn ich doch sehe, wie er ihr nachrennt, und mit mir spricht er kein Wort! Rein wie verhext ist er ja! Und die, die lacht mich noch obendrein aus!“

„Sie meinen also, diese Person hat die Bekanntschaft Ihres Bräutigams bloß deswegen gemacht, um die Verhältnisse im Hause der Frau von Lehnemark kennen zu lernen und weil sie sich auf diese Weise – auf Umwegen natürlich – in ihre jetzige Stellung hineinschleichen wollte?“

Indem sie sich mit der großen, verarbeiteten Hand die Tränen von den heißen Wangen wischte, nickte die Aufgeregte mehrmals.

Der Kommissar ließ sie nicht zu Worte kommen, er fuhr rasch fort:

„Danach müßte ja Ihr Bräutigam wissen, was mit Frau von Lehnemark, sagen wir mal, auf der Reise geschehen soll?“

„Das weiß er ja auch!“

„Hat er es Ihnen denn erzählt?“

„Nein, das nicht ... aber ich weiß es!“

„Aber in Ihrem Briefe haben Sie nichts davon geschrieben!“

„Nein, ich traute mich nicht ... ich dachte, denn verhaften Sie ihn vielleicht ... und ... und denn kriegt er den Brief zu sehen ... und denn ... denn“ ... Sie schluchzte von neuem.

Der Kommissar begriff die Weinende wohl: Sie wollte sich mit ihrer Anzeige nicht die letzte Hoffnung auf eine Wiedervereinigung mit dem Geliebten rauben. So mußte er sie darüber beruhigen!

„Ich verspreche Ihnen jetzt schon“, sagte er, „daß ich alles, was in meinen Kräften steht, tun will, um Ihren Franz nicht allein zu schonen,

sondern auch, daß ich ihn hindern werde, an dem Verbrechen überhaupt teilzunehmen. Dazu ist aber vor allem eins nötig: Ich muß klar sehen! Sie müssen mir alles haarklein erzählen, was Ihnen von der Sache bekannt ist! Auch die geringste Kleinigkeit hat Wert für mich! Also?“

Das Mädchen holte tief Atem und strich die gebrannten Stirnhaare, die aufgegangen waren und ihr wirr in die helle Stirn hingen, ein paarmal zurück.

„Zuerst wußte ich es ja nich“, sagte sie und sah Dr. Schavrell, der ihr lächelnd zunickte, wie hilfeflehend an, „erst wie sie da war, hab’ ich’s bemerkt. Sie kam doch eines Tages mit die gnädige Frau Baronin und saßen beide ins Automobil ... und denn, wie nächsten Tag der Koffer kam“ ...

„Womit kam der? Der Koffer, mein ich.“

„Mit ’n Fahrraddienstmann.“

Der Kommissar machte sich eine Notiz, das Mädchen sah ihm aufmerksam zu.

„Nun weiter, bitte!“

„Ja ... also da sah ich’s gleich, daß sie was mit’nander vorhatten! Denn das merkt man doch, wenn man sich liebt! So dumm bin ich doch nich! Aber ’s ging mehrere Tage, bis Sonntag. Da ging er nich mit mir aus! Und sonst sind wir doch immer! Das heißt, wir haben uns denn draußen getroffen auf die Straße.“

„Einen Augenblick!“ Der Kommissar nahm seinen Bleistift:

„Wie lange sind Sie schon dort im Dienst?“

„Zu Michaelis wern es zwei Jahr.“

„Und Ihr Bräutigam?“

„Ach, der“ ... die Röte stieg dem Mädchen jetzt bis in die Stirn, „den hab’ ich ja erst hingebacht ... ein halbes Jahr ist es jetzt.“

Der Kommissar notierte beide Daten.

„Und wo war er vorher?“

Das Mädchen senkte den Kopf, ihre Stimme fiel, und es wurde ihr sichtlich schwer, Auskunft zu geben.

„Bei Herrn Graf v. Reischach ... aber da ... da ... da is was passiert, Herr Kommissar ... er hat ein Vierteljahr gar nicht gedient, der Franz.“

„Wo war er denn während der Zeit?“

Sie brachte das Wort kaum über die Lippen, und der sie fragte, hätte ihr so gern die Antwort erspart ... Sah er doch, wie dieses brave Geschöpf den Pflicht- und Ehrvergessenen auf alle Weise von seinen schlimmen Neigungen abziehen und mitnehmen wollte in ein reines, arbeitsfrohes und zufriedenes Leben. Bei diesem Kampf, den er so oft die Guten hatte vergeblich kämpfen sehen, stieg es wie bittere Wehmut in der Seele des Beamten auf. Er wußte am besten, wie schwer die einmal Gesunkenen zurückzuführen sind auf den Weg, den das Gesetz vorschreibt!

„Er hat also schon eine Strafe gehabt, nicht wahr?“

„Ja“, sagte sie stockend, „vier Wochen ... er hat das Geld für eine Postanweisung unterschlagen.“

„Und da haben Sie ihm, der sonst gewiß nichts wieder bekommen hätte, da haben Sie ihm zu der neuen Stellung verholfen?“

Sie nickte, ihre Zähnen flossen wieder.

„Ich hab 'n doch lieb! Und, Herr Kommissar, wenn ich 'n auch nicht haben kann ... bloß so was machen soll er nicht! Er soll nicht wieder ins Gefängnis!“

Dr. Schavrell nickte.

„Was wurde also nun? Wie haben Sie's erfahren, was die da vorhaben?“

„Zuerst ... da hab' ich's ihm gesagt, natürlich ... was er denn mit der wollte ... die kann er ja doch nicht kriegen! Und da kam 's zum Krach! Und denn war er so wütend auf mich, so wütend! – Ich glaube, wenn er jekonnt hätte, denn hätte er mir umgebracht ... Denn ich lasse doch nicht nach! Und denn, denn müssen sie sich wohl verabredet haben, er soll wieder gut sein zu mir ... und war er auch ... aber ich hab's doch gemerkt. Das kann einer ja gar nicht! Da schmeckt ja jeder Kuß bitter!“

Sie hielt inne, und als schäme sie sich, so viel gesagt zu haben, blickte sie zur Seite.

„Nun, und?“ sagte Dr. Schavrell leise.

„Denn hab' ich sie eines schönen Tages belauscht!“ Wie Triumph klang's jetzt in des Mädchens Stimme, und nun sprudelten ihr die Worte förmlich von den Lippen:

„Ja, ich hab’ sie belauscht! Und sie sagte: ›Wir müssen das Geld haben! ’s is gar nich schwer! Auf der Reise!‹ Was sie da machen wollen, das konnt’ ich nich verstehen, aber die Frau Baronin soll dran glauben, das weiß ich, denn sie wollen denn zusammen weg, nach Amerika! Und die Rote, die hat das Scheckbuch, das hat sie jetzt schon! Und denn heben sie das Geld ab und adieu! Das hat sie gesagt, die Rote, das hab’ ich genau gehört! Dafür ... dafür lass’ ich mich köppen!“

Der Kommissar sagte nichts. Er lächelte auch nicht, obwohl es ihn fast belustigte, wie das von ihrer Liebe und Eifersucht gepeitschte Mädchen das herrliche Haar der Goldblonden in boshafte Rot umfärbte.

Sie schwieg eine Weile, dann sah sie den Kommissar fast vorwurfsvoll an:

„Sie glauben’s mir wohl nicht, Herr Kommissar?“

„Doch“, sagte er, „ich glaube Ihnen jedes Wort! Ich weiß sogar, daß Sie recht haben.“

„Ach!“ Sie riß ihre braunen Augen weit auf. „Woher wissen Sie es denn?“

Der Kommissar war sich nicht einen Augenblick unklar, daß er das im Schlafzimmer der schönen Missetäterin belauschte Gespräch hier, vor diesen Ohren besser nicht erwähnte. Er umging die Frage und sagte:

„Haben Sie sonst noch jemand gesehen, der ... ich meine irgendeinen Menschen, der Beziehungen hat zu der Gesellschafterin?“

„Beziehungen?“ Sie verstand das nicht sofort. „Ach so, ’n Herrn, meinen Sie? ... Nein, gesehen hab’ ich den nich, aber gesagt hat sie’s! ’n Bruder! ... Haha! Schöner Bruder! Haha! Der Franz! So’n Dummer! ... Was der sich alles erzählen läßt! Das ist natürlich ihr Bräutigam, der erwartet sie da, auf der Station, wo sie langkommen, auf der Reise.“ ...

„Hat sie den Namen nicht gesagt, wie die Station heißt?“

Das Mädchen wurde ganz kleinlaut, aus der schnellen Frage des Kommissars hörte sie wohl, wie wichtig ihm das sei; so klagte sie:

„Man kann das doch nich alles behalten ... unsereiner ist ja zu dumm dazu! Ach, Herr Kommissar, wenn Sie dagewesen wären! In der Kleiderkammer hab’ ich gestanden, dicht neben ihr Zimmer ... nicht zu atmen hab’ ich mich getraut!“

Nun mußte Dr. Schavrell doch lächeln.

Sie aber nahm das als eine Bestätigung für ihre Vermutung vorher und sagte voll Hohn:

„Na, nich wahr, daß der nachher der Dumme ist, der Franz, das is doch klar! Erst soll er die gnädige Frau Baronin um die Ecke bringen, und denn lassen sie ihn sitzen! ... Weiter doch nichts!“

„Meinen Sie wirklich, daß sie das vorhaben, die Leute?“

„Na, was denn sonst? Von selbst gibt sie doch das Geld nich raus!“

Der Kommissar mußte abermals an jenen Abend bei Frau v. Lehnemark und die Worte des Dieners denken, die er selber gehört hatte. Die Martha, die ihn damals doch auch gesehen haben mußte, wenigstens in den Salons, schien sich seiner nicht zu erinnern.

„Wer reist denn sonst noch von der Dienerschaft mit?“ fragte er.

„Franz, weiter keiner.“

Der Kommissar dachte nach.

„Also gut ... vor allen Dingen dürfen Sie sich nichts merken lassen, Fräulein! Nicht das geringste, verstehen Sie! Seien Sie freundlich und ruhig, wie sonst! Auch zu der Gesellschafterin!“

„Zu der?!“ Martha, deren vom Weinen fleckiges Gesicht auf einmal ganz zornrot wurde, ballte förmlich die großen Fäuste.

„Die! Herr Kommissar ... die! ... Die läßt einen ja nich 'ne Stunde in Ruhe! Ich wäre schon längst wech, wenn das nich wäre mit den Franz! Und die Köchin geht auch! Das hält sie nich aus, sagt sie, daß ihr jeden Tag das Buch revidiert wird, wie'n Verbrecher!“

Der Kommissar lächelte von neuem.

„Na ja, aber“ ...

„Nein, Herr Kommissar, Sie wissen das nich! ... Wie die hinter uns her is und schimpft! Zerfusseln könnte man sich un is ihr doch nicht recht! Un bloß aus Niederträchtigkeit! Un denn geht sie hin zu die gnädige Frau Baronin un macht un tut, wie wenn sie'n Engel wäre un wir taugen bloß nichts! Nee, so was!“

Dr. Schavrell legte der Erbosten die Hand auf den Ärmel des lichtgestreiften Waschkleides.

„Wenn wir etwas Großes erreichen wollen, liebes Fräulein, dann müssen wir all das Kleine ausschalten und beiseite lassen! Sie wollen doch Ihren Bräutigam retten, nicht wahr? Nun, und dazu müssen Sie vor

allen Dingen im Hause der Baronin bleiben, das sehen Sie doch auch ein, nicht?“

Das Mädchen, dem die Lippen bebten, nickte.

„Na, sehen Sie, wenn das Fräulein heute zu Frau v. Lehnemark sagt, sie soll Sie entlassen, dann sind Sie 'ne Stunde später draußen! Und dann haben wir ganz und gar verspielt. Ist der Tag schon bestimmt, wann die Herrschaften reisen?“

„Ja, soviel ich weiß, Mittwoch.“

„Gut, das sind noch sechs Tage! Wenn bis dahin das Geringste vorfällt, was Sie für wichtig halten, gehen Sie sofort aufs nächste Posttelephon und klingeln mich an. Sehen Sie sich aber auch gut um, daß Ihnen keiner nachkommt. So, und nun gehen Sie mit Gott! Auf den und vielleicht auch ein bißchen auf mich dürfen Sie fest vertrauen!“

Der Kommissar reichte ihr seine Hand, und ehe er sich's versah, fühlte er darauf des Mädchens warme Lippen.

* * *

Man war schon in Reisestimmung in der Villa der Frau v. Lehnemark. Jene leichte Unruhe hatte die Bewohner ergriffen, die eine Veränderung des Aufenthaltsortes stets mit sich bringt und welcher selbst der nicht entgehen wird, der sich wie die alte Dame mit den weißen Scheitelpuffen alle Mühe gibt, die Gemütlichkeit in seinem Heim bis zum letzten Augenblick festzuhalten.

Sie selbst, die Frau des Hauses, stand gerade mit ihrer Gesellschafterin vor einem Bilde im Musiksalon, dessen glattes Parkett glänzte und der selbst an den Fenstern nur eine hauchfeine Mullverkleidung aufwies, um jede Schalldämpfung zu vermeiden.

So wirkte das klangvolle Organ der schönen Blondin hier noch heller, glänzender. Sie sagte, ihre merkwürdig leuchtenden Augen auf das Bild richtend:

„Wo haben Sie das her, liebe, gnädige Frau?“

„Auf einer Auktion bei Lepke hab’ ich es gekauft! ... eine Kopie, wie Sie sehen ... nach einem englischen Original ... aber ich habe es sehr gern. Die Idee, diesen feinen, alten Herrn – offenbar ein Landlord – den so ganz allein an die große, mit Rosen übersäte Tafel zu setzen. Das ist köstlich! Und weiter sieht man zuerst nichts ... nur der alte Mann in tadellosem *evening dress*. Erst wenn man näher hinblickt, versteht man die freudige, gerührte Geste, mit der er seinen Champagnerkelch erhebt. Die Geister seiner Jugend, die lieben Menschen, die vor ihm ins Grab gesunken sind, die kommen alle wieder ... die sind wieder bei ihm, und mit ihnen scherzt und lacht und zecht er, der alte Gentleman, wie in vergangenen Zeiten.“

Die Stimme der alten Dame, deren Herz so leicht mitschwang, bei jedem Eindruck, den sie tief empfing – ihre Stimme war bewegt und bebte.

„Es gibt ja nichts Schmerzlicheres, aber auch nichts Süßeres wie Erinnerungen ... und wenn man alt wird, wie ich ... dann kommen sie von überall, aus allen Winkeln kriechen sie hervor ... und manchmal ... da sieht man sie auch lebend wieder.“

Die alte Frau schwieg und fuhr sich mit ihrem Spitzentuch über die Augen. Die Blonde, die größer war, legte ihr leicht den Arm um die Schulter und sagte flüsternd:

„Meine liebe, gute Mutter, Sie dürfen nicht weinen!“

„Wie gut du bist, Kind!“ erwiderte Frau v. Lehnemark ebenso leise. „Ach und ich, wie glücklich bin ich, daß ich dich habe! Denke doch nur, vorhin, nach dem Essen, da träum’ ich doch immer ein bißchen ... da träum’ ich, du kommst herein, aber nicht so wie jetzt, weißt du, wie die Martha, in der Wirtschaftsschürze und mit dem Häubchen auf deinem goldenen Haar!“

Die alte Dame sah entzückt auf zu dem Scheitel des schönen Mädchens, das seinen Kopf, wie in liebender Demut, senkte.

„Und da fiel mir ein“, fuhr die Ältere fort, „vor zwei Jahren im Hotel l’Europe in Wiesbaden, da hatte ich ein Stubenmädchen, das sah dir zum Verwechseln ähnlich ... komisch!“ Die alte Dame sann ihren Erinnerungen nach; so sah sie nicht das aufzuckende Erschrecken im Antlitz der Blonden. – „Selbst deine Stimme war es, dein Gang, deine Haltung ... alles.“ ...

„Ach!“ Das Fräulein lächelte längst wieder in naiver Verwunderung.

„Ja, mein Herz, da hast du eine vollkommene Doppelgängerin gehabt!“

Die Tür vom Korridor ging auf, und der Professor, der seine Absicht von vorgestern, gleich nach Kiel zurückzureisen, auch heute noch nicht verwirklicht hatte, trat jünger und fröhlicher als je herein.

„Wollen wir also der Martha kündigen, gnädige Frau?“ sagte die Blonde jetzt wieder lauter und in förmlichem Tone. „Solange wie wir fort sind, genügen ja zwei auch ... die Köchin und Lisette.“

„Ja, ich weiß nicht, liebe Erna, mir scheint aber das Mädchen, die Martha, sonst ganz brauchbar ... und sie ist nun auch schon zwei Jahre hier.“

Die kräftigen Brauen, die, ein wenig dunkler als das goldige Haupthaar, dem schönen Gesicht des Fräuleins einen so stolzen und unbeugsamen Ausdruck gaben, wenn sie, wie eben, sich hoch und straff zogen, schienen der alten Dame förmlich Befehle zu erteilen. Und diese nahm ihre Worte zurück und sagte, fast eilig:

„Aber wenn Sie der Ansicht sind, daß es so richtiger ist, liebste Erna ... Sie wissen ja, wie Sie’s machen, so ist es recht! Mir ist es am liebsten, ich brauch’ mich um diese Dinge gar nicht zu kümmern.“

„Was denn?“ fragte der Professor, der sich den Anschein gegeben hatte, als wollte er nur durch den Musiksalon hindurch ins

Bibliothekszimmer gehen. „Um was handelt es sich denn?“

Er sah dabei von seiner Mutter zu der Blondin hin, die ihm mit ihrem Blick, wie ein sengender Streif, übers Gesicht fuhr, um dann mit einem Blumenlächeln vor sich hinzuschauen.

„Ich meinte“, sagte sie, und der Wohllaut ihrer Sprache schlich sich in des Gelehrten immer freudiger geöffnetes Herz hinein, „ich glaubte, daß wir das ersparen könnten ... den Lohn für dies Mädchen ... es ist doch meine Pflicht, auch im kleinen zu sorgen ... nicht wahr?“

„Gewiß!“ Der Professor wollte mit seinem Lachen über das eigene Gefühl hinweggleiten. „Aber sicher sollen Sie sparen, mein Fräulein, wo's angängig ist! Bloß hier ... wissen Sie, ich möchte mit meiner Mutter für das Mädchen bitten ... sie hat so einen treuen Blick ... solche Menschen hab' ich gern!“

„Wenn der Herr Professor meinen ... natürlich!“ Die Blonde war ganz glatt und ohne das geringste Widerstreben in der sich neigenden Bewegung ihres schlanken Leibes. „Dann bleibt sie ... es liegt ja auch durchaus nichts Besonderes vor.“

„Das ist mir lieb, Erna, sehr lieb!“ sagte nun die alte Dame. „Sehen Sie, auch der Schein einer Ungerechtigkeit solchen armen Leuten gegenüber, denen das Leben so nicht viel bietet – wirklich, ich bin sehr froh, daß wir sie nun doch behalten wollen!“

Dem Professor schien es, als stehe seine Mutter ein wenig unterm Pantoffel; aber der Fuß und das ganze Geschöpf, das diesen Pantoffel trug, deuchten ihm selbst so über die Maßen reizend und begehrenswert, daß er alles verstand und mit einer inneren Genugtuung sich selbst derselben Nachgiebigkeit zieh, wenn sie nur in Anspruch genommen worden wäre.

„Ich muß nun noch ein paar Briefe schreiben! Ihr entschuldigt mich wohl!“ sagte die Mutter und grüßte mit einem klugen Lächeln die beiden, die im Gespräch zurückblieben. Der Professor argwöhnte in diesem Alleingelassenwerden mit der Schönen selbst etwas wie eine ferne Absicht, aber auch das erheiterte ihn nur; er war so froh wie selten in seinem Leben, als er sagte:

„Ich wollte mir eigentlich ein Buch holen, aber“ ... Den Nachsatz bildete ein langer, heißer Blick in Ernas blaue Augen. Sie errötete, sah an ihm vorbei, wie ein Jüngferlein, und ging mit kleinen, zagen Schritten

nach der Tür zur Bibliothek hin. Er blieb neben ihr und sagte übermütig, wie ein ganz Junger:

„Sie werden sich doch nicht fürchten vor mir, liebe Erna?“

„Ich bin in diesem Hause nur eine Angestellte“, sagte sie, und man hörte ihrem Ton an, wie bang sie atmete.

„Für mich sind Sie“ ... begann der Professor, dessen dunkle, meist ein wenig verschleierte Augen jetzt in schwarzen Flammen standen. Doch er führte den Gedanken nicht zu Ende, pausierte ein wenig und fuhr dann leise und erregt fort: „Sie sind sehr schön, Fräulein Erna ... zu schön!“

„Das ist mein Unglück.“ Sie schien dem Schluchzen nahe.

„Beruhigen Sie sich doch!“ bat er. „Wahrhaftig, ich will nichts Unrechtes von Ihnen! Das Weib, das mich entzückt, muß ich auch achten können!“

Er hatte nach ihrer Hand gegriffen, deren zartes Fleisch sich, von der Gewalt seiner Erregung gepreßt, mit hellem Rot tupfte. Und der Mann, der mit verhaltenem Stöhnen vor dieser rätselvollen, ihm so über alles Hohe erhaben dünkenden Eva stand, dieser ernste, fast schwermütige Mensch mußte seine Zunge tausendmal zügeln, um nicht in Liebe und Zärtlichkeit sich ganz zu geben und diese blonde Zauberin auf der Stelle sich zu eigen zu machen ... War es ein letztes Schwingen des Mißtrauens in ihm, das die Worte des Dr. Schavrell doch hinterlassen hatten? Oder wollte der bisher so Einsame, den die Erkenntnis der allzu häufigen menschlichen Verkehrtheiten scheu und nachdenklich gemacht hatte, sich noch im letzten Augenblick der Fessel entziehen, die ihm die goldene Schönheit so unheimlich geschickt über den steifen Nacken warf? Doch der Argwohn, wenn noch ein Funke davon in ihm war, schwand; die ganze Vorsicht und Unnahbarkeit dieses in sich gekehrten Charakters schmolz hin vor dem schmerzlichen Lächeln eines roten Mundes, dessen halbgeöffnete Lippen von der seligen Not eines Herzens redeten, das nicht die Kraft besaß, dem Geliebten länger zu wehren ...

„Erna,“ sagte der Mann, dem die Kiefer sich hart aneinanderpreßten, „Erna!“

Da lag sie an seiner Brust, da sah sie zu ihm auf, mit dem Wonnelächeln ihres schwindenden Bewußtseins. Sein Mund suchte ihren und – in der nächsten Sekunde standen sich die beiden bebend, aber in korrekter Haltung gegenüber.

Die Tür zum Korridor war mit einem förmlichen Krach aufgegangen, der Diener Franz prallte herein und fuhr wieder zurück, mit einer dumm gestotterten Entschuldigung.

Herr v. Lehnemark sah die Blonde heimlich prüfend an. Bestand am Ende doch ein geheimer Zusammenhang zwischen diesen beiden? Hatte der Kommissar recht mit seiner ... Da sah er, wie das erschrockene, junge Gesicht ihm gegenüber auf einmal starr, leblos wurde; wie sich die Blonde mit einem tiefen Seufzer gegen eine Ohnmacht wehrte. Er führte sie zu einem Diwan aus grünem Leder, der zwischen den Bücherbreiten stand, und sagte, von seinen Gefühlen hin zu ihr und wieder von ihr fortgerissen:

„Ich werde meine Mutter herschicken.“

„Nein, bitte, ach nein,“ flehte sie, „ich will allein“ ... Sie weinte nun doch, es schien sie zu zwingen.

Er hätte vor ihr niederstürzen mögen und ging doch heraus. Aber sein Blick, den sie erhaschte, gab ihr alle Versprechungen für die Zukunft ...

Doch kaum war er hinaus, veränderte sich dieses holde, unschuldig leidende Gesicht und ward zur Meduse. Die blauen Augen brannten in Haß, und die weißen Zähne zwischen den Erdbeerlippen fletschten wie bei einem Raubtier. Dabei richtete sich ihr wütender Blick auf die Tür, hinter der sie immer noch den Diener Franz vermutete. „Ach, du! Untersteh dich und verdirb mir mein Spiel! Du!“ Ihre Lippen, die sich zitternd bewegten, spien rohe Worte, Flüche, je lautloser, desto haßerfüllter. Und dann kam das lauernd zum Sprung Geduckte wieder in ihr ganzes Bildnis: „Du wirst bald sehen! Wenn du erst hinterm Gitter sitzt! Du erbärmliches Tier, du! Aus meinem Weg ... oder ich tret’ dich kaputt!“ Ihr Zorn schien zum Nachdenken zu werden, das alles erwog und solches Hindernis gering ansah. Sich mit der Zungenspitze die Lippen leckend, wie die Schlange, die nun auf ihr Opfer züngelt, erhob sie sich und ging, absichtlich laut und draußen hörbar, die Tür zur Rechten öffnend, durch das kleine Spielzimmer in den Wintergarten.

Dort, war verabredet, sollte sie sich mit dem Franz treffen, wenn eilige Auseinandersetzung not tat.

Er war schon drin und reinigte die Blätter der Palmen.

Sie ging langsam um das kleine Rondell, das eine Rundbank mit eingebauter Fontäne bildete, an ihm vorüber.

„Wenn, Sie das noch einmal tun,“ sagte sie mit leisen, scharf akzentuierten Silben, „dann reise ich auf der Stelle ab und schreibe der Baronin alles.“

Da war er mit einem Sprunge bei ihr.

„Erna! Erna! Ich halt's nicht aus!“ Er keuchte. „Ich kann's nicht mit ansehen, daß der ... daß der Sie liebt ... und daß ... daß Sie“ ...

Sein Sprechen verlor sich in Seufzern. Sie ging langsam, mit ganz kleinen Schritten vorwärts, jeden Augenblick auf das Hereintreten des Professors oder seiner Mutter vorbereitet.

„Ich muß das tun ... ich muß, verstehen Sie! Wenn Sie nicht so entsetzlich dumm wären, würden Sie's einsehen! Aber entweder – oder“ ... Sie stand an der Tür zum Korridor und legte die Hand auf die Klinke, wobei sie, sich noch einmal umwendend, leise sagte:

„Ich halte mein Versprechen ... wenn Sie aber weiter so sind – ich sage Ihnen, nehmen Sie sich in acht!“

Der Diener stand noch, als sie längst draußen war, tief betroffen auf demselben Fleck. Er glaubte ihr nicht, nein, gar nicht glaubte er ihr mehr. Aber seine Leidenschaft, seine blinde, zügellose, wahnwitzige Liebe zu diesem Mädchen riß ihn ihr nach und machte ihn zu einem armseligen, willenslosen Werkzeug.

Er sah, daß die Tür zum kleinen Zimmer offen geblieben war. Die Blonde hatte hören wollen, ob von dort ihr jemand nachkam. Der Franz schlich hin, und er hatte sich nicht getäuscht, die Martha, seine ehemalige Braut, stand hinter der Tür und lauschte.

Er griff nach ihrer Kehle.

„Was willst du?“

„Laß los,“ ächzte sie, sich zurückwindend, „ich schrei' um Hilfe!“

„Schrei!“ Aber er ließ doch von ihr und sagte dumpf:

„Ich bring' dich noch um!“

„Das tu' du man! Aber erst kommst du ins Zuchthaus! Und die da!“ Sie zeigte mit jach ausgerecktem Arm hinter der Blondin her. „Die muß mit!“

Indem ging die Tür von der Bibliothek zum Musiksaal.

Die beiden standen, bestürzt und betreten, still, wagten gar nicht zu entfliehen.

Frau von Lehnemark trat ein. Sie sah an den Mienen dieser zwei Menschen, daß etwas vorgegangen war, und mit leisem Kopfschütteln sagte sie:

„Wenn ihr was unter euch auszumachen habt, dann tut das draußen! Hier ist doch der Ort nicht dazu!“

Die zwei schlichen hinaus. Und die Baronin sah hinter sich ihre Gesellschafterin, die mit bezeichnendem Kopfnicken sagte:

„Das war der Grund, weshalb ich heute davon sprach, die Martha zu entlassen ... So etwas geht doch nicht, hier im Hause!“

Die alte Dame blickte sich um, ob sie beide allein seien, und sagte, schon wieder ganz zufrieden:

„Leider! Ich fürchte, du hast recht, mein liebes Kind! Du hast eben immer recht! Wenn ich dich nicht hätte.“

* * *

An diesem Tage folgte Gewitter auf Gewitter. Die elektrischen Entladungen waren nicht so stark, aber sie erschöpften sich auch nicht; kaum war nach dem Regen, zu dem der Donner die Musik und der Blitz die Lichteffekte gab, die Sonne am Augushimmel hervorgekommen, so jagten neue Wolkengeschwader heran, die flammend und brüllend aneinander krachten.

Dr. Schavrell war ganz verzweifelt; der Telephonbetrieb war unterbrochen, was gerade ihn außerordentlich störte, da seine Beamten gewohnt waren, ihm auf diesem Wege ihre Nachrichten sofort zu übermitteln.

Die kleine, mit dem Glassturz überdeckte Kalenderuhr auf dem großen Arbeitstische sagte hurtig die Stunde: zwölf Uhr. – Hanke hätte schon da sein müssen!

Indem klopfte es, und herein trat nicht allein dieser, sondern noch ein anderer Beamter.

„Na, das ist brav,“ lobte der Kommissar, „daß Sie auch schon da sind, Felgentreff; is so weit alles in Ordnung? Auch schon gemeldet beim Herrn Oberinspektor, so daß Sie frei und ganz zu meiner Verfügung sind?“

„Jawohl, Herr Kommissar.“

„Schön. Also, Sie wissen ja beide, um was es sich diesmal handelt. Wir haben es mit einem Verbrecherpaar von seltener Gerissenheit zu tun. Mann und Mädchen. Das Mädchen kenn' ich genau ... den Mann nicht ... sie ist Gesellschafterin – aber das wissen Sie, darüber haben wir ja schon gesprochen!“ Der Kommissar dachte ein wenig nach, dann sagte er: „Was diese Bande eigentlich mit der alten Dame vorhat, ist mir schleierhaft. Die Absicht, sie zu berauben, besteht zweifellos, und ich kann mir nicht recht denken, wie sie das, solange Frau v. Lehnemark lebt, mit Erfolg ausführen wollen. Es scheint ja, als ob der Diener Franz, den sie nachher natürlich ohne weiteres preisgeben werden, dazu ausersehen ist, die Dame abzutun ... Sie schütteln den Kopf, Hanke, glauben Sie nicht daran?“

Der kleine, untersetzte Mensch, dessen Gesicht hartnäckige Energie und Entschlossenheit verriet, sagte in seiner kurzen, die Worte sparenden Art:

„Was der Herr Kommissar erzählt haben ... der Diener ja ganz unzuverlässig ... die beiden machen's ... schieben den Diener vor.“

Dr. Schavrell nickte beifällig.

„Da können Sie auch recht haben! Jedenfalls erwächst für mich aus der Sache eine furchtbare Verantwortung.“

Jetzt nickte der andere Kriminalschutzmann.

„Sie sehen das ein, Felgentreff?“

„Wohl, Herr Kommissar! Sie können ja das Mädchen hier festnehmen und die Frau Baronin warnen.“

„Natürlich! Aber dadurch gewinne ich keine Handhabe gegen die Blonde – sie ist nämlich auffallend goldblond, die Gesellschafterin! – Und den Kerl, wahrscheinlich ein ganz schwerer Junge, den krieg' ich so überhaupt nicht! Den will ich aber vor allen Dingen haben!“

Damit waren die beiden Fänger, wie ihm die gespannten Mienen, ihre aufleuchtenden Blicke zeigten, ganz und gar einverstanden.

„Ihr müßt mich darin unterstützen, Leute,“ sagte der Kommissar eindringlich, „jeder von euch muß das Gefühl haben, daß er vollständig verantwortlich ist für alles, was geschieht ... Es kann einer von uns plötzlich ausgeschaltet werden. Ihr wißt, so eine Browningkugel, ein gutgezielter Dolchstoß können die feinste Kalkulation umstoßen! Aber den, der übrigbleibt, darf das nicht einen Augenblick in Verwirrung

setzen ... und was wir drei anfangen, muß einer zu Ende führen können!“

Die beiden Beamten sahen ernst, aber beinahe gleichmütig drein. Lebensgefahr gehörte so untrennbar zu ihrem Beruf, daß man sie kaum noch beachtete. Und daß sie ihren Kommissar, an dem sie mit einer Art leidenschaftlicher Bewunderung hingen, in der Not nicht verließen, daß sie ihre Schuldigkeit bis zum letzten Atemzuge taten, das war doch selbstverständlich.

„Soviel ich weiß, wird die Frau Baronin morgen nachmittag mit dem 5-Uhr-Zug – der sehr schnell ist – nach Hamburg fahren. Sie will nämlich nach Helgoland. Es scheint die Absicht zu bestehen, dort, in Hamburg, über Nacht zu bleiben. Anschluß wäre ja noch, mit dem 8-Uhr-Zug vom Altonaer Bahnhof.“ Der Kommissar hatte bei diesen Worten das Kursbuch genommen und verglich nochmals die in Frage kommende Zugverbindungen. „Aber ich vermute, daß da, in Hamburg, das Verbrechen stattfinden soll. Die Bande will dann, ehe noch etwas ruchbar wird, den nächsten fälligen Dampfer nach irgendeinem Überseehafen benutzen. Und wenn ich nicht zufällig Kenntnis bekommen hätte von ihrem Plan, dann hätte das auch ganz gut glücken können. Die alte Dame geht zur Erholung fort. Der einzige, der auf Nachrichten von ihr warten würde, wäre der Sohn, Herr Professor v. Lehnemark in Kiel. Na, und der fände vielleicht auch nichts so Auffälliges dabei, wenn ihm seine Mutter in der ersten und zweiten Woche ihres Badeaufenthaltes nicht schreiben würde.

Sie wollten etwas fragen, Hanke?“

Der Mann reckte sich unwillkürlich.

„Wohl, Herr Kommissar. Fremdenpolizei in Hamburg ist doch sehr scharf.“

„Sie meinen, warum die Bande da gerade diesen Platz wählt“, half Dr. Schavrell dem Wortkargen aus. „Ganz bin ich mir darüber auch noch nicht klargeworden. Denn die bloße Tatsache, daß die angebliche Mutter von der Gesellschafterin in Großborstel wohnt“ ... Er dachte nach. „Der ganze Anschlag ist so fein ausgeklügelt, daß ich ... nein, ich kann da nicht an einen Zufall glauben ... Auch daß sie dort gleich Anschluß an den Dampfer haben ... auch das genügt nicht zur Erklärung. Jedenfalls ist es notwendig, daß wir auch unsern Reiseplan machen ... wir alle drei! Und da bin ich zu dem Entschluß gekommen“ ...

Die Klingel des Telephonapparates auf dem Schreibtisch des Kommissars läutete schrill und andauernd.

„Na, Gott sei Dank! Das Gewitter ist also vorüber ... es gibt wieder 'ne Verbindung.“

Dr. Schavrell nahm den Hörer.

„Wer ist dort? Wie?“

Er hielt mit der Rechten das freie Ohr zu.

„Martha? Martha Flanzke? Ach so ... ja“ –

„Machen Sie mal das Fenster zu, Felgentreff, schnell! Schnell!“

Während der lange, ein bißchen schlottrig angezogene Beamte, auf den Spitzen seiner großen Füße gehend, den Befehl ausführte, horchte Dr. Schavrell in höchster Spannung in den Apparat.

„Also einen Brief haben Sie? Von dem Fräulein? So! An wen? Wie ist die Adresse? –

Schreiben Sie mal auf, Hanke.

Herrn v. Lauchenfels, Hotel de St. Petersburg, Mittelstraße. Sie sind jetzt auf dem Wege? Wo denn? Ich meine wo Sie augenblicklich sind? Auf dem Postamt in der Lennéstraße? Schön ... und fahren hin? Hm. Sagen Sie mal, wo ist denn da der Diener gewesen? Mich wundert, daß man Sie beauftragt ... ist fort? Ganz und gar? Nein ... also bloß so ... eine Besorgung ... und die ... hat ihm auch das Fräulein aufgetragen? ... So!“

Dr. Schavrell übersah bereits die Situation: Aus Angst vor der Eifersucht dieses ungestümen Liebhabers hatte die Blonde zum Boten lieber das Hausmädchen gewählt, von deren Mitwissenschaft sie ja wohl kaum eine Ahnung hatte. Und wenn selbst, diese Briefsendung an den eigenen „Bruder“ konnte ja niemand auffallen, höchstens, daß die Baronin gewünscht hätte, seine Bekanntschaft zu machen, was sich ja dann wieder aus irgendwelchen Gründen leicht als momentan untunlich erklären ließ.

„Es ist gut“, sprach er in den Apparat hinein, „fahren Sie ruhig nach dem Hotel. Sie sollen doch auf Antwort warten, nicht? Und wenn Sie wieder herauskommen aus dem Hotel, verstehen Sie, ja? ... Wenn Sie heraustreten, dann achten Sie auf einen Mann, der seinen Spazierstock mit der Krücke nach unten trägt. Der wird vor Ihnen hergehen, bis zur Ecke. Da steht ein Auto ... in das steigen Sie ein ... verstanden, ja? Daß

Sie rechtzeitig nach Hause kommen? ... Brauchen Sie sich nicht ängstigen, ich Sorge dafür! ... Gut! ... Sehr gut! ... Vorläufig dank' ich Ihnen ... Ja! ... Schluß.“

„Also Sie“, wandte sich der Kommissar an den langen Schutzmann, „bleiben hier, bis ich wiederkomme! Ich erwarte wichtige telephonische Nachrichten! Alles gut aufnotieren! Ja! Und Sie, Hanke, kommen mit mir!“

Zwei Minuten später saßen die beiden Beamten im geschlossenen Automobil.

„Sowie ich ausgestiegen bin,“ sagte Dr. Schavrell, „instruieren Sie den Chauffeur, daß er nachher auf einem Umweg nach dem Präsidium fährt. Dann kommen Sie mir langsam nach ... bleiben aber natürlich auf der anderen Seite, gehen ruhig am Hotel vorbei und halten ihren Stock, wie spielend, mit der Krücke nach unten ... ja!“

Der Kommissar war noch bei seinen Instruktionen, da hielt der Kraftwagen schon in der Charlottenstraße, dicht hinter der Mittelstraße.

Dr. Schavrell stieg aus und fand sofort das einige Häuser weiter liegende Hotel de St. Petersburg. Vorbeigehend sah er in den offenen Hausflur hinein und überlegte sich, daß in diesen wenigen Minuten das Dienstmädchen, da es ja die elektrische Bahn benutzte, noch nicht hier sein könne. Er ging nun nach der Friedrichstraße zu und beobachtete von dort aus. Nach einer Weile kam die Martha Flanzke – des Kommissars gutes Auge erkannte selbst die Sommersprossen auf ihrem Gesicht.

Sie ging vor dem Eingang des Hotels ein paarmal hin und her und betrat es zögernd.

Dr. Schavrell wartete eine Minute, dann kam er rasch heran und ging, wie in ziemlicher Eile, in das Hotel hinein. Er ging an der bei der Portierloge stehenden Martha Flanzke, um deren leichtes Erschrecken er sich nicht kümmerte, vorüber, fragte einen Kellner nach dem Lesesaal und betrat diesen mit einer Sicherheit, als erwarte er, dort bestimmt jemand zu finden. Rasch trat er, sich selbst mit dem Rücken gegen die Hotelgäste deckend, an eins der beiden Schreibpulte heran, nahm ein paar von den Firmenkuverts des Hotels und ließ sie in seiner Brusttasche verschwinden. Dann verließ er das Lesezimmer im gleichen Tempo und kam gerade recht, den schwarzen Herrn betrachten zu können, der, einen Brief in der Hand, nach dem Mädchen fragte.

Dr. Schavrell stand hinter dem Herrn, der einen eleganten, hellen Sommeranzug und blitzende Brillantringe trug; aber der in die Wand eingelassene Riesenspiegel vermittelte dem Kommissar diese so wünschenswerte Bekanntschaft bequem und ohne daß der Beobachtete etwas davon merkte. Und wie eine ausgezeichnete Photographie trug das fabelhafte Menschengedächtnis des Kommissars das Bild des Schwarzhaarigen mit den stechenden Augen, dem hochgezwirbelten Schnurrbart mit sich fort.

Als er ins Auto stieg, hielt ihm Martha, die drin saß und vor innerer Erregung mit den Tränen kämpfte, wortlos den Brief entgegen.

Der Kommissar zauderte. Sollte er den erst mitnehmen nach dem Präsidium, um ihn dort zu öffnen? Ach was! Er riß das ebenfalls dem Hotel gehörende Kuvert auf ... In ebenso eins steckte er den Brief nachher ja wieder hinein! Und wenn auf dem neuen die Aufschrift fehlte, so mochte die Blonde denken, ihr Bruder habe aus großer Vorsicht, um seine Handschrift nicht mehr als dringend nötig zu zeigen, den Umschlag nicht beschrieben. Die Hauptsache war, daß die Martha für jede dahinzielende Frage gerüstet war und fest blieb!

Begierig entfaltete er den Bogen – und ein böses Wort entschlüpfte seinem Munde ... Der Brief war aus lauter einzelnen Buchstaben, als habe man das Alphabet durcheinander geschüttelt, zusammengesetzt ... auch Zahlen waren dazwischen – offenbar eine Chiffreschrift, deren Entzifferung, wenn sie überhaupt gelang, sicherlich Stunden, vielleicht sogar Tage in Anspruch genommen hätte ... Nein, dazu war keine Zeit! Daher auch die scheinbare Leichtfertigkeit in der Wahl des Boten! Den Brief konnte besorgen, wer wollte! Aber auf keinen Fall durfte auch nur der Verdacht in der Gesellschafterin aufsteigen, daß noch eine andere Hand wie die des Dienstmädchens das Schreiben berührt hatte!

Der Kommissar ließ das Auto halten und – es war schon beim Kaiserlichen Schloß – wieder umkehren, nach Westen.

Noch einmal schärfte er der Martha ein, so unbefangen wie möglich zu sein, dann gab er ihr das in ein frisches Hotelkuvert gesteckte Schreiben und ließ sie hinter dem Brandenburger Tor, an der Königgrätzer Straße aussteigen, mit der Weisung, sie solle von hier ruhig zu Fuß gehen, so käme sie gerade zurecht.

Das Mädchen stieg aus, und der Kommissar dirigierte das Automobil von neuem nach dem Präsidium. Er war nicht ganz zufrieden mit dem Erreichten; aber er hatte doch den eigentlichen Attentäter diesmal von

Angesicht zu Angesicht gesehen ... bald würde er hoffentlich nähere Bekanntschaft mit ihm machen! –

* * *

Als die Beamten aufs Präsidium kamen, sah das Riesenhaus einem Ameisenhaufen ähnlich, in den eine Menschenhand hineinfährt. Die Hand aber, die hier hineingefahren, war blutig und gehörte einem unbekanntem Mörder.

Dr. Schavrell, dem der Kriminalschutzmann Felgentreff ganz verstört meldete, der Herr Regierungsrat, der Dirigent der Kriminalpolizei, wünsche ihn so schnell als möglich zu sprechen, erfuhr die Nachricht von dieser geheimnisvollen Mordtat schon auf dem Wege zu seinem hohen Vorgesetzten. Im Augenblick, da er hörte, eine alte, wohlhabende Frau sei ermordet, kam ihm die fürchterliche Idee, die Verbrecher, denen er auf den Fersen war, könnten ihn düpiert und jetzt schon ihren schlimmen Vorsatz ausgeführt haben. Dann aber hörte er von einem halben Dutzend Kollegen, die schon beim Chef gewesen waren, den Namen ... eine Rentnerin aus dem Kleinbürgerstande. – Wie atmete er da auf! ...

Der Dirigent empfing ihn mit den Worten:

„Wir haben Arbeit, Doktor! Sie müssen sofort hin, die Kommission ist schon zusammen!“

Dr. Schavrell bekam einen großen Schreck: Ja, er gehörte zur Mordkommission. Bei solcher Sache mußte er dabei sein! Und er tat das ja sonst auch mit Freuden! Aber heute ... wenn er das anfing! Die Sache lag, scheinbar wenigstens, absolut nicht einfach! Da würde er doch morgen nicht reisen können! Und er mußte reisen! ... Reisen mußte er, da konnte es kommen, wie es wollte!

Nach kurzem Überlegen entschloß er sich, dem Chef seinen Fall, in den Umrissen wenigstens, klarzulegen. Aber das große Interesse, das er da vorausgesetzt hatte, war bei dem Regierungsrat, im Augenblick wenigstens, noch nicht vorhanden. Er fragte nicht einmal nach den näheren Umständen. Scheinbar ganz mit der für ihn momentan viel wichtigeren Mordsache beschäftigt, sagte er:

„Gewiß müssen Sie das machen ... selbstredend, lieber Doktor! Aber doch erst morgen – morgen doch erst! Und schließlich sind doch Ihre beiden Beamten, wie Sie sagen, auch schon instruiert.“

„Verzeihung, Herr Regierungsrat, ich“ ...

„Ja, ja, ich weiß schon, was Sie wollen! Sie tragen die Verantwortung für alles, meinen Sie! Natürlich! Aber doch erst morgen, heute reist die Dame doch nicht, nicht wahr?“

„Nein, aber“ ...

„Aber ... aber vor allem müssen wir sehen, daß wir den Mörder fassen! Das ist der zweite, ganz ähnliche Fall in einem halben Jahre, und den ersten haben wir auch nicht eruiert! ... Bedenken Sie doch, bitte, meine Stellung, Herr Kommissar ... mich, mich allein macht man für alles verantwortlich!“

„Oh“, dachte Dr. Schavrell, „jetzt wird er gar dienstlich!“ Und gebeugten Hauptes nahm jetzt er die Weisungen seines Vorgesetzten entgegen. Was er tun und lassen würde, wußte er in diesem Augenblick noch nicht. Aber mit Entsetzen dachte er daran, daß morgen nachmittag 5 Uhr 25 Minuten der D-Zug nach Hamburg ohne ihn abfahren könne.

* * *

Auf dem Lehrter Bahnhof, in der Abfahrtshalle, vorn am Eingang standen mit einigem Handgepäck, das sie neben sich gestellt hatten, der Diener Franz und das Hausmädchen Martha.

Über dem Glasdach der großen Halle lag der leuchtende Sonnenschein eines Sommertages, der im Scheiden noch so schön, so goldig war, als würde der Abend, die Nacht keine Gewalt über ihn haben ... Und hinten, wo Glanz und Glut unter das Eisengewebe der sich öffnenden Halle hereinbrach, fuhr langsam, fast feierlich, wie ein heimkehrender Sieger, der Fernzug auf den blitzenden Gleisen herein.

In bekümmertes Sinnen versunken, blickte Martha Flanzke dorthin. Ein dumpfes Weh füllte ihr junges Herz. Lohnte es sich denn noch für sie, den Mann an ihrer Seite zu überreden, daß er von diesen gefährlichen Menschen abließ und zu ihr zurückkehrte? ... Die Liebe, die ihr Herz mit ihm seit Jahren verband, war müde geworden; vielleicht weil sie die Zwecklosigkeit ihrer Mühen einsah und dunkel ahnte, daß jedes gute Wort, was dieser breite, vollippige Mund zu ihr sprach, nur noch Heuchelei und Lüge war.

Seit dem Streit im Wintergarten, bei dem Frau v. Lehnemark sie beide überraschte, hatte sich sein Benehmen ganz geändert. Er versicherte immer wieder: er, ebensowenig wie die Gesellschafterin, dächten jetzt mehr daran, etwas gegen die Frau Baronin zu unternehmen ... Aber Martha glaubte ihm nicht; sie sah das heimliche Glitzern in seinen großen, harten Augen, die sie einst schön fand und deren fahles Blau ihr jetzt falsch und grün, wie das der Katze deuchte. Sie fing an, die Vergeblichkeit ihrer Sorgen einzusehen, die jahrelang über dem

regellosen Leben dieses leidenschaftlichen Menschen gewacht hatten; und sie empfand die Pflicht, von nun an all ihre Aufmerksamkeit auf das Schicksal jener gütigen Frau zu richten, der sie dankbar war und die, trotz der Beteuerungen ihres bisherigen Bräutigams, das fühlte sie, auf das schwerste bedroht war.

Sollte sie hier auf dem Bahnhof offen hervortreten und ihrer Dame sagen, was sie wußte? ... Noch war es Zeit! Der Wagen, der Frau von Lehnemark und die Gesellschafterin brachte, mußte jede Minute vorfahren! Aber das arme, im Sprechen und in ihrer ganzen Lebensform so wenig gewandte Mädchen stellte sich in ihrer Phantasie vor, wie sie an die Frau Baronin herantrat, die bei aller Herzengüte stets jene Unnahbarkeit hatte, die ganz reichen und vornehmen Leuten selten fehlt. – Da klopfte diesem einfachen Geschöpf schon das Herz! Sie sah auch die Gesellschafterin daneben stehen, die sie haßte und der sie sich doch untergeben und nicht gleichwertig fühlte. Würde die gnädige Frau ihr denn glauben, wenn die andere mit ihrem Teufelslächeln alles als Lüge und Hirngespinnst erklärte? Dem Zorn ihres Bräutigams, dem hätte sie schon standgehalten, aber so ganz war ja die Hoffnung auf ein Wiederfinden ihrer Herzen doch noch nicht in ihr geschwunden! Ihre Weibseele klammerte sich an den Mann, den ihr Verstand schon verloren sah, und die Erinnerung, die große Versöhnerin der Geschlechter, zeigte ihr allzu deutlich noch die Bilder eines entschwundenen Glücks ... Da mußte ihrer nach einem Ausweg suchenden Angst ja der Kriminalkommissar mit seiner zuversichtlichsten Miene, seinen fast sorglosen Worten einfallen: „Auf Gott und vielleicht auch ein bißchen auf mich, dürfen Sie fest vertrauen!“ Sie wandte sich, ihr Auge suchte zwischen den Reisenden umher, die in der Halle, auf dem Bahnsteig sich aufhielten. Er hätte doch da sein müssen, der Herr Kriminalkommissar! Der Zug ging doch in einer Viertelstunde ab! ... Aber vielleicht wollte er erst im letzten Augenblick einsteigen. Die, die er beobachtete, sollten ihn wohl nicht sehen ...

„Wen suchst du denn?“ fragte Franz, der das Mädchen heimlich, nicht mit guten Augen, schon lange ansah.

„Ach, gar keinen.“

„Du erwart’st wohl hier jemand?“ Es sollte spaßhaft klingen, war am Ende auch so gemeint. Die Martha aber erschrak bis ins Herz. Doch ihre Mädchenschlauheit fand gleich den Weg, sie parierte:

„Ich kann die Angst nicht loswerden, Franz! ... Deinetwegen!“ ...

„Mich laß man!“ sagte er mit einer leichtfertigen Geste und lachte.
„Du, da kommt die Alte!“

„Die gnädige Frau? Wo denn?“

Frau von Lehnemark und ihre Gesellschafterin waren bis zum Nebenportal hereingetreten. Jetzt sah Martha sie und eilte ihnen entgegen. Der Diener blieb, Haltung annehmend, bei den Sachen.

Nun ging alles zu schnell, als daß Martha Flanzke noch viel hätte nachdenken können ... Der Bahnsteig voller Menschen, sie selbst mit dem Unterbringen der Reiseeffekten, Taschen, Decken und Kissen, vollauf beschäftigt. Nur einmal noch, wie sie beide die Sachen ins Coupé trugen, raunte sie ihrem Liebhaber zu:

„Tu, als ob du plötzlich krank geworden bist, Franz, un bleib hier! Ich bitt' dich, um Gottes willen, bleib hier!“

Er hörte es gar nicht, bot ihr die Hand, nahm ein Paket mit Eßwaren in die Rechte und verschwand zwischen den Menschen, die sich den schmalen Gang des D-Zuges entlang schoben.

Die Baronin nickte der Blassen noch freundlich zu, als der Zug aus der Halle dampfte. Wie in einer Betäubung hörte das Mädchen ein schrilles Pfeifen, sah die klirrenden Wagen wie ein dunkles Band ins helle Licht hinausrollen und dachte zu spät daran, daß sie gar nicht acht gegeben hatte, ob der Herr Kriminalkommissar auch eingestiegen wäre. So schlich sie davon, die Ärmste, mit Gram beladen und von Vorwürfen gepeinigt, die ihrem eigenen schwachen Herzen galten.

* * *

Der Schnellzug aber fuhr in den lachenden Tag. Sein rasender Atem vermischte sich dem sanften Wehen der Wälder, dem reinen Hauch der erntereifen Felder. Die Landleute blickten von ihrer Arbeit auf, wenn der rhythmische Donner des eisernen Riesenwurms heranrollte; und die an den halboffenen Fenstern des Trains standen, sahen Natur und Menschen wie im rasenden Wirbel eines Tagtraumes vorüberblitzen.

Frau v. Lehnemark reiste nicht gern; aber doch auch wieder zu oft, um sich nicht mit Ruhe und einigem Geschick über die Unbequemlichkeiten hinwegzuhelfen. Sie sagte das eben, mit dem Hinzufügen:

„Und jetzt, wo ich dich, meine liebe Erna, an meiner Seite weiß, jetzt ist mir die Fahrt wirklich fast schon der Anfang zur Erholung!“

Die alte Dame, allein mit der Blonden in einem Abteil der ersten Wagenklasse, hatte sich schon so vollkommen daran gewöhnt, die Gesellschafterin wie ihre Tochter zu behandeln und sie zu duzen, daß es ihr selbst in Gegenwart Dritter schwerfiel, einen förmlicheren, ihrem Gefühl fremden Ton anzuschlagen. Sie hätte diese Vertraulichkeit auch am liebsten erwidert gesehen; doch die schöne Blonde, die heute zur Reise ein graues Tuchkleid und kleines, liches Hütchen mit langwehendem Seidenschleier trug – die Gesellschafterin selbst hielt an dieser scheinbaren Distanz fest. Sie sagte, immer mit der Bescheidenheit, die ihr die Herzen im Sturm gewann:

„Wer bin ich denn, daß ich das dürfte! Wenn Sie, meine liebe Mutter, mich ›du‹ nennen, dann bin ich ganz glücklich! Ich selbst, ach, ich werde so bald von Ihrem Herzen verdrängt sein, durch eine andere! Die Menschen gönnen einem ja solch reines Glück nicht!“

Kein besseres Mittel hätte die Listige ersinnen können, um die zärtliche Freundschaft dieser alten Frau mit dem Kinderherzen immer ausschließlicher werden zu lassen ... Frau v. Lehnemark dachte im stillen alles Ernstes an eine Verbindung Ernas mit ihrem Sohn, dessen Interesse für die schöne Blonde sie wohl bemerkt hatte.

„Unser Besuch wird deine liebe Mutter doch nicht stören, Ernachen? So spät am Abend? Wir können auch mit dem Automobil kaum vor zehn dort sein.“ ...

„Ich habe Mama geschrieben,“ sagte die Blonde, ihr schönes Auge, dessen klares Blau wirklich an die Farbe des Sommerhimmels erinnerte, auf die Baronin richtend, „und die freut sich gewiß schon so sehr ... aber wenn Sie, meine liebe Frau Baronin, ’s nun nicht mehr wünschen ... morgen wird ja kaum mehr Zeit dafür sein ... Mama wäre so froh, wenn sie einmal wenigstens die sehen könnte, die ihrer Tochter eine zweite Mutter geworden ist.“

Der klassische, vom Gold seiner Flechten schwere Kopf des Mädchens neigte sich in stummer Rührung. Und zum tausendsten Male versenkte sich Frau v. Lehnemark in den Anblick dieser langen, tiefblond gefärbten Wimpern, die im Verein mit der nicht kleinen, aber superb geformten Nase, den sanft getönten Wangen und einer über die Maßen reizenden Mundpartie eine Schönheit schufen, die jetzt, in diesem Augenblick, an die Madonnen des Murillo denken ließ ... Und die alte Frau, von einem fast hellenischen Empfinden für Menschenreiz und Menschenadel, zögerte nur deshalb noch mit ihrer Zustimmung zu allem,

was die Blonde wünschte, weil sie sich nicht sattsehen konnte an diesem leicht gesenkten Angesicht mit dem unendlich sanften Lächeln ...

„Gewiß fahren wir,“ sagte die Dame, die weiße Hand der Blondenen nehmend, „glaubst du, ich könnte dir einen Wunsch abschlagen, Kind, und gerade den?! ... Ich wünsche ja auch nichts sehnlicher, als die Frau kennen zu lernen, die dich zur Tochter hat!“ ...

Die Bewegung übermannte Frau v. Lehnemark. Sie drückte ihr Spitzentuch an die Augen.

Das Fräulein erhob sich mit behutsamen Bewegungen.

„Bleib!“ sagte die alte Dame leise.

„Ich hole nur ein wenig Eau de Cologne!“

„Laß doch!“

Aber die Gesellschafterin ging.

Sie ging vorbei an den Fenstern, auf denen noch die Sonne brannte, an den Herren vorüber, die im Gange standen und rauchten und die vor dieser Schönheit respektvoll und staunend zurücktraten. Sie ging mit ihren leichten, schwebenden Schritten über die eisernen Laufbretter der Harmonikverbindungen, ruhig, geschickt und ohne das Zaudern, das Frauen sonst merken lassen, ehe sie die springenden, klappernden und scheinbar so unsicheren Metallplatten betreten. Dabei blickte sie unauffällig in jedes Coupé, und als sie endlich das gefundene hatte, was sie suchte, ging sie daran vorbei, obschon ihr der darin sitzende Diener mit Miene und Gebärde winkte.

In diesem Abteil dritter Klasse saß der Diener Franz auf dem Rücksitz, ihm gegenüber lag, der Länge nach ausgestreckt, ein Reisender, ein großer, schlottrig gekleideter Mensch von geringem Stande, und schlief.

Die Gesellschafterin schob vorsichtig und langsam die Tür des Abteils auf und ebenso hinter sich wieder zu, wobei sie kein Auge von dem Schläfer ließ, der sich bei dem Geräusch bewegte, einen Augenblick mit seinem schweren, rasselnden Atmen aufhörte, um dann gleich wieder weiterzuschliefen.

„Die Eau de Cologne will ich, Franz!“ sagte die Blonde halblaut, dem Diener durch einen herrischen Blick jedes Wort, jede kleinste Annäherung untersagend.

Der Diener öffnete eine Handtasche und nahm ein Spritzflakon mit Kölnischem Wasser heraus.

Währenddessen hingen des Mädchens Augen, die in nichts mehr an die Sanftmut stiller Vergißmeinnichte erinnerten, unablässig an dem Schläfer, der, als störe ihn dieses starre Hinblicken, sich im Traume murmelnd hin und her warf.

„Er schläft fest!“ flüsterte der Diener.

Eine kurze, harte Gebärde des schönen Kopfes hieß ihn schweigen. Und sie wartete noch Minuten, ehe sie, mehr hauchend als sprechend, fragte:

„Warum haben Sie das Coupé nicht allein, wie ich's Ihnen gesagt habe?“

Der Diener zuckte die breiten Schultern:

„Zuerst war ich ja! Jawohl! Habe dem Schaffner auch das Geld gegeben.“ ... Er hatte von den dafür von der Blondin erhaltenen fünf Mark nur eine dem Beamten eingehändigt, und er sah, daß das Mädchen ihm das von seinem unehrlichen, immer auf der Flucht begriffenen Gesicht ablas. „Aber nachher kam dann doch noch einer.“

Sie winkte ihm nur mit einem Runzeln ihrer weißen Stirn, aber er gehorchte und war still.

„Wir fahren heute abend noch nach Großborstel“, sagte sie, ihren Mund seinem Ohr nahebringend.

„Wie?“ fragte er dumm.

„Nach Großborstel“, wiederholte sie eine Nuance lauter.

Sie fixierte wieder den schlafenden Mann auf der anderen Sitzbank. Aber nicht einmal der Verdacht kam ihr, daß dieser Mensch, der so überzeugend natürlich schnarchte, nur ihretwegen den Scheinschlaf schon seit einer halben Stunde übte.

In der Tat hatte der Kriminalschutzmann Felgentreff, mit einem Gehör wie ein Stück Wild begabt, genau aufgepaßt und alles gehört. Die schöne Blonde konnte noch so leise durch ihre Perlenzähne zischen, er verstand jedes Wort und vergaß keins wieder.

„Wer denn? Wer soll sie denn?“ fragte der Diener; doch erhielt er keine Antwort, sie machte sich ihm wohl durch ein Zeichen verständlich,

das der Kriminalbeamte, der sich nicht im mindesten bewegen durfte, nicht gut beobachten konnte.

„Aber wird sie denn auch heute abend noch fahren?“ meinte der Diener zweifelnd.

„Ja, haben eben gesprochen“, nickte mehr, als sie es sagte, die Blonde.

„Aber sie kennt doch die Adresse von den Briefen, Herbst-Allee 10?“

„Die stimmt auch! Wir haben doch von vornherein auf alles geachtet ... ach! ... Wilbert ist ein Kerl! Mein Bruder, mein' ich!“

Der Kriminalschutzmann notierte sich die „Herbst-Allee 10“ und den „Wilbert“ genau ins Gedächtnis. Ihm entging auch der mißtrauische, übrigens viel lautere Ton des Dieners nicht, als der jetzt sagte:

„Ist denn das auch wirklich Ihr Bruder?“

„Was denn sonst!“ lächelte sie. Dies Lächeln! Der „Geheime“ erhaschte nur einen Schein davon und begriff doch den dummen, großen Kerl da drüben, der jetzt flehenden Angesichts und mit von großer Leidenschaft gebrochener Stimme klagte:

„Erna ... einzige ... süße! Ich bin so unglücklich ... ein Kuß ... ein Kuß! Ja, bitte, bloß einen!“

Seine großen Hände griffen in ihr Kleid; sie aber war mit einer Bewegung von ihm los und an der Tür. Immer ein Auge auf dem Beamten, der sein Spiel virtuos fortsetzte, demütigte sie den Erregten mit einer Gebärde, die keinen Widerspruch litt. Der Diener wagte auch nicht, sich zu erheben, nur seine zitternden Lippen baten um Gnade, seine langen Arme reckten sich nach ihr aus, die mit außerordentlicher Geschicklichkeit, die Tür leise aufschiebend, verschwand.

Der Diener saß, zerrissen von widerstreitenden Gedanken, auf seinem Platz. Er erinnerte sich der Worte seiner Braut und sehnte sich nach der Herzensruhe, die ihm früher der Verkehr mit seiner Martha gab. Aber gleichzeitig lachte er, lachte laut und schallend bei der bloßen Erwägung, eine andere gern haben, sie küssen und ihr angehören zu können. Er liebte nur sie, die Süße, die Einzige auf der Welt, die für seine Sehnsucht den Begriff des Weibes verkörperte.

Bei seinem Lachen war der drüben auf der Bank erwacht. Er rieb umständlich seine Augen, gähnte, sah sich noch im Liegen um und fragte dann, wie ein Landmann aus der Provinz:

„Sind wir schon da, Nachbar?“

„Wohin wollen Sie denn?“ meinte der Diener mit der Gönnermiene der Leute, welche zwar selbst weder Geld noch Lebenswert besitzen, aber doch Menschen solcher Art in der dritten Person anreden dürfen.

„Ich fahr' nach Hamburg“, sagte sein Gegenüber und lachte, als sei das die lustigste Sache von der Welt. Damit stand er auf, ging aus dem Coupé und meinte im Abgehen noch: „Ich komme bald wieder!“

Er ging den Gang hinab, zum Zugende hin und traf einen Beamten, den er ebenso gemütlich, wie vorhin den Diener Franz, anredete:

„Na, Sie haben's woll auch nich sehr leicht! Immer so auf'n Zug! ... Keine Ruhe, nich wahr, das is woll 'n verdammt schweres Leben.“

Der Beamte stand dem Manne, der ihm eine Zigarre anbot, freundlich Rede. Und während er jenem Feuer gab, der gleichfalls ein frisches Kraut nahm, schoben sich in ihre laute, behagliche Erzählung, zwischen die gleichgültigen Worte und Sätze leise, kurz hingeworfene Bemerkungen ein, die doch den eigentlichen Inhalt dessen bildeten, was sie einander zu sagen hatten.

„Er is nich mitgekommen, Karl“, flüsterte Felgentreff, hinter einem lauten Gelächter, „aber er kommt nach! Du wirst sehn, morgen früh ist er da!“

Der in der Uniform des Bahnbeamten, schweigsam, einsilbig, wie er war, schüttelte den Kopf, sprach von langem Dienst, dann meinte er leise:

„Wenn bloß ... Haben ja gar keine Instruktionen!“

Felgentreff sagte laut, er möchte nicht Bahnbeamter sein, um keinen Preis, und wisperte dazwischen:

„Die haben die feste Absicht, heute abend noch ranzugehn. *Sie* war eben bei mir im Coupé ... ich schlafe doch, selbstredend! Da hat sie's dem Diener gesagt. Das ist eine! ... Donnerja! ... Die hat's raus!“

Hanke zog die starken Augenbrauen zusammen. Ein eben sich vorbeidrückender Passagier hörte ihn sagen:

... „soll man machen! ... Schwer ist alles! Ja! Aber wenigstens Pension.“

Leise klang's danach, wortreicher als sonst bei ihm:

„Hat noch ganz z’letzt jesagt, sollen unbesorgt ... machen heute nichts mehr, die ... keinen Fall ... der weiß!“

Der andere schlenkerte mit den Armen, lachte recht albern und sagte:

„Ja, ja ... so is es. Das is so! Gott ja, man lebt eben. Das is alles.“

Aber daneben, sehr ernst in heimlichem Unterton:

„Wir müssen aufpassen ... die wer’n sich natürlich ’n Wagen nehmen ... wir aber auch! Ich spring auf’n Bock! Die Nacht müssen wir uns ablösen, vor’m Hotel, wo sie wohnen.“

Der in der Schaffneruniform nickte nur und gähnte in die offene Hand hinein.

„Na, denn jute Reise!“ Der Lange schien kreuzvergnügt und sagte mit den Augen:

„Ich geh’ jetzt! Sonst sucht mich der Kerl, der Diener, am Ende!“

Sie gaben sich die Hand und trennten sich laut, lustig und guter Dinge.

Als der Kriminalschutzmann wieder in sein Abteil trat, war Franz Piper daraus verschwunden. Der Drang, wenigstens im Anblick von Ernas heißbegehrter Schönheit zu schwelgen, hatte ihn davongetrieben.

Der Zug hielt eben in Wittenberge. Das war für den Verliebten die beste Gelegenheit, seiner Herrschaft und damit auch ihr, die er anbetete, sich zur Verfügung zu stellen.

Er bekam in der Tat den Auftrag, Selterwasser zu besorgen, und hatte kaum den Zug verlassen, als er eines Depeschenboten ansichtig wurde, der, ein Telegramm hochhaltend, mit lauter Stimme den Namen der Frau Baronin von Lehnemark, als der Adressatin, ausrief.

Der Diener wollt’ sie ihm abnehmen. Aber der Postbote händigte die Depesche nicht aus. Sie sei persönlich abzugeben. So führte ihn Franz zur Baronin, die das kleine Kuvert in sichtlicher Erregung aufriß.

Sie las und gab darauf ihrer Gesellschafterin das Telegramm zu lesen, die mit ein wenig zusammengekniffenen Lippen, sonst ohne das geringste Zeichen, ob und welchen Eindruck diese plötzliche Nachricht auf sie machte, ebenfalls hineinsah.

Der Postbote stand noch im Coupéeingang. Das Fräulein sah’s.

„Geben Sie dem Mann ein Trinkgeld, Franz. Der Zug fährt gleich ab!“

Das und ein Wink, der den Diener entfernte, der doch so gern gewußt hätte, was diese Depesche enthielt, war alles, was die Blonde äußerte.

„Nun, was sagst du, Kind?“ fragte Frau v. Lehnemark, als sie wieder allein waren, etwas ängstlich.

Die Gesellschafterin hob nur ihre runden Schultern. Sie, die nie in Verlegenheit kam, war diesem Ereignis gegenüber ratlos. Aber sie sah schnell ein, daß es hier keine Wahl gab! So sehr auch der Inhalt des Telegramms sie ergrimmt, weil er ihre Pläne über den Haufen warf, so wenig durfte sie zögern, ihre Ansicht auszusprechen und damit, im Augenblick wenigstens, ihr Interesse zurückzustellen.

„Wenn der Herr Professor schreibt, er will Sie, liebe gnädige Frau, heute nacht noch sprechen, dann wird er dafür wohl seine Gründe haben!“

Die Schöne sagte das ruhig und gelassen, aber sie konnte nicht verhindern, daß ihre Stimme, sonst so liebenswürdig und warm, jetzt kühl, gemessen klang.

Frau von Lehnemark konnte nicht anders, als diese plötzliche Änderung im Wesen ihres Liebling mit dem für heute abend nun wohl nicht mehr möglichen Besuch bei Ernas Mutter in Verbindung zu bringen. Und das tat ihrem zärtlichen Herzen weh!

„Gräm' dich doch nicht, Kind!“ sagte sie, der Gesellschafterin ihre wie schlanke, weiße Tierchen im Schoß ruhenden Hände streichelnd. „Wir fahren ja morgen früh zu der lieben Frau hin! Oder weißt du was, eine Stunde, heute abend, eine Stunde kann Eberhard am Ende auch im Hotel warten! Der Diener fährt ja sowieso gleich mit den Sachen dorthin, der empfängt ihn und sagt, wir kämen sehr bald ... nur, wird es deine Mutter nicht verletzen, wenn wir so schnell wieder fort müssen?“

„Oh!“ Die Blonde hatte ihr süßes Lächeln wieder. „Meine arme Mutter ist auch für einen kurzen Besuch dankbar! Sie ist klug und versteht ohne weiteres, daß es nicht anders geht.“

„Ja, aber“ – – Die Baronin, die an das Stirnrunzeln ihres Sohnes dachte, der vielleicht doch nur eine Stunde, eine halbe am Ende gar nur übrig hatte für diese sicherlich sehr wichtige Zusammenkunft – Frau v. Lehnemark lächelte unsicher. „Wenn Eberhard dann bloß noch da ist! Man müßte einmal die Züge nachsehen. Die Depesche ist schon vormittags aufgegeben! Vielleicht ... aber nein ... was meinst du, Liebes?“

Die schöne Blonde hatte Zeit gehabt, ihren ersten wütenden Groll, den selbst diese Meisterin der Verstellung nicht ganz hatte verbergen können, zu überwinden. Sie war jetzt um so scharmanter in ihrem Wesen, als sie sich sagte: alles das, was eigentlich heute nacht hätte geschehen sollen, war ja am nächsten Tage ebensogut möglich! Wilbert wollte am Bahnhof sein, hatte er ihr in dem letzten Brief geschrieben, und aus der Restauration heraus beobachten. Der setzte sich also ohne weiteres ins Auto und fuhr ihr und der Baronin nach, wenn es dem Schlaunen nicht schon am Halteplatz gelang, die Adresse des Hotels, die sie ja dem Chauffeur laut genug zurufen konnte, zu erhaschen. Und dann wußte er auch sofort, daß irgend etwas die Ausführung ihres Planes für diesen Abend unmöglich machte. Außerdem konnte sie sich ja vom Hotel aus gut mit ihm verständigen, da gab es zu jeder Tag- und Nachtzeit einen Boten!

„Ich sehe ein, wie unrecht es von mir war, Sie so zu quälen, meine liebe Mutter!“

Schmiegsam wie eine weiche Katze beugte sich die Blonde und nahm die Hand der Matrone, sie zu küssen. Die aber zog sie, von diesem neuen Beweis der Güte ihres Kindes ganz hingerissen, an sich und küßte die blauen Augen, die so schuldlos blickten.

Bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhof in Hamburg wurde die Baronin wiederum von einem Telegraphenboten empfangen, der abermals eine Depesche an sie abgab, in der stand:

„Erwarte mich bestimmt im Alsterhotel heute nacht. Wichtig zu sprechen. Bin nur kurze Zeit dort. Herzlich Dein Eberhard“.

„Ihr Herr Sohn hat gefürchtet, die Depesche in Wittenberge würde uns am Ende nicht mehr erreichen“, sagte die Blonde.

„Ja, er ist so vorsorglich“, lobte die Mutter. „Nun ist er ja an solche Maßnahmen allerdings auch wohl gewöhnt ... von seiner amtlichen Stellung her“ ...

„Wieso?“ wollte die Gesellschafterin fragen, aber der Diener kam mit dem Handgepäck. Der machte Augen, als er von den veränderten Bestimmungen hörte.

Im Gedränge der Bahnhofshalle sah die Blonde das schwarzbärtige Gesicht ihres Wilbert, der auch richtig für einen Augenblick wieder auftauchte, als der Diener das Gepäck der Damen auf das Verdeck des Autos lud. Die Blonde lachte leise.

„Du bist so heiter, Kind!“ sagte Frau von Lehnemark. „Mir ist immer ein wenig bange in so einer fremden Stadt!“

„Haha!“ ... Die Blonde lachte wieder.

„Aber ich freue mich, wenn du glücklich bist!“

„Ja!“ Es klang hart und kurz. Die Baronin wunderte sich ein bißchen, aber sie hielt dafür: nicht alles an einem lieben Menschen kann so sein, wie man es sich wünscht ...

In der Nacht – Frau von Lehnemark hatte sich, sehr erschöpft, schon niedergelegt – kam ein drittes Telegramm, in dem der Professor seiner Mutter mitteilte, es sei ihm zu seinem größten Bedauern nicht möglich gewesen, nach dort zu kommen. Seine Geschäfte hätten ihn nicht rechtzeitig abkommen lassen. Auch diese Depesche war in Kiel aufgegeben. Er schriebe ihr morgen mehr.

Die alte Dame fand wenig Auffälliges an dieser schließlichen Absage; sie kannte ihren Sohn und wußte, daß er gern ein bißchen in ihre Dispositionen eingriff; sie wehrte sich auch kaum noch gegen diesen immer lebenswürdigen Egoismus und sprach darüber zu ihrer Begleiterin. Diese bewahrte ein reserviertes, aber freundliches Schweigen. Aber im Innern beschäftigte sie sich desto angelegentlicher mit diesem Trifolium von Depeschen; die ewig wache Scheu ihrer Raubtiernatur ließ sie stutzen vor der ebenso plötzlichen wie unmotivierten An- und Absage dieses Besuches. Sollte doch irgendein Auge wachen und ihren Schleichweg verfolgen? Sie dachte an den Professor von Lehnemark.

Da klang in ihrem Ohr wieder seine vibrierende Stimme, die glühende, sehnsüchtige Worte zu ihr sprach, die alle Wünsche eines stürmisch schlagenden Männerherzens verriet; und der Triumph ihrer Schönheit, der Gedanke an die überall sieghafte Macht ihrer Reize zerstreute die Bedenken.

Daran, daß nicht der Professor von Lehnemark selbst, sondern ein anderer die drei Depeschen aufgegeben haben könnte, daran dachte sie nicht.

* * *

Das war eine schwere Stunde für Dr. Schavrell, als er am Mittwoch erfuhr, er würde am folgenden Tage nicht nach Hamburg fahren können. Er hoffte noch bis Donnerstag, aber die Recherchen in dieser verteufelten Mordgeschichte hatten keinen greifbaren Erfolg. Vielleicht hätte sein nochmaliges Vorstelligwerden bei dem Dirigenten der Kriminalpolizei: man solle ihn wenigstens für ein bis zwei Tage beurlauben, trotzdem Erfolg gehabt, wenn sich nur Dr. Schavrell hätte entschließen können, seine Karten ganz aufzudecken. Aber das war ein zur fixen Idee gewordener Aberglaube bei ihm: „Spricht man vorher über eine Sache, so wird nichts draus!“ Deshalb hatte er auch in diesem Falle nur die notdürftigsten Andeutungen gemacht, die dem Chef die Überzeugung, es handle sich da wirklich um einen vollbestätigten, schwerwiegenden Fall, nicht hatten beibringen können.

„Ich kann das nicht verantworten, wenn ich Sie jetzt gerade fortlasse, lieber Doktor“, sagte der Regierungsrat. „Schicken Sie Ihre Leute mit und benachrichtigen Sie die dortigen Behörden, die ja auch schließlich wissen werden, was in solchem Fall zu tun ist!“

Und als Dr. Schavrell wieder und wieder Einwände machte, sagte der Chef: „Wenn *Sie* nicht *Sie* wären, dann vielleicht! Aber so geht es nicht. Sie müssen hier bleiben!“

Das war ja ein hohes Lob, aber Dr. Schavrell hätte in diesem Augenblicke gern darauf verzichtet.

Und der Donnerstag kam heran. Ein bleigrauer Himmel lag in der Frühe des Augusttages über der gewaltigen Stadt, die sich unter der unaufhörlichen Hitze des Jahres stumpf und träge dehnte. Schon am Morgen spürte man die Gewitternähe, die selbst im Menschenwesen voller Spannung zitterte und sich nicht entladen wollte. Aber um die erste Mittagsstunde schwand alle Trübe; und als seien die Wetter in der Ferne niedergegangen, teilte sich auf einmal der schwere Wolkenvorhang, und die Sonne trat wieder ihre brennende Herrschaft an. Am Nachmittag thronte der azurne Himmel wolkenlos bis an den fernsten Horizont und hatte überall seine dunklen Feinde zurückgeschlagen.

Das hatte Dr. Schavrell alles mitangesehen vom Fenster seines Bureaus, das er an diesem Tage nicht verließ, in der Hoffnung, eine Wendung in der Mordsache könne seine Fahrt nach Hamburg mit dem 5-Uhr-25-Zuge doch noch ermöglichen. Aber das erhoffte Wunder blieb aus; es wurde ein viertel, es wurde halb sechs ... mit der Uhr in der

Hand, fiebernd vor grenzenloser Unruhe, sah Dr. Schavrell in seinem Geiste den Zug abfahren ...

Da fiel's ihm schwer aufs Herz, ob es nicht doch richtiger gewesen wäre, den Sohn der bedrohten Frau, den Professor von Lehnemark über die ganze Größe der Gefahr aufzuklären, statt ihn, in seiner Arglosigkeit bestärkt, ruhig fortfahren zu lassen ... Und jetzt, wo ein tückischer Zufall seine eigene Tätigkeit in der Sache lahmlegen wollte, war er da noch berechtigt, ruhig zuzuschauen und diese schwere Verantwortung den beiden Kriminalschutzleuten zu übertragen, die bei all ihrer Tüchtigkeit doch nur ausführende Organe, Hände, und keine selbständigen Geister waren?! ... Wie, wenn böse Zufälle die Energie und Umsicht der beiden Beamten lähmten ... wenn der verbrecherische Plan, den er wochenlang hatte wachsen und erstarken sehen, den er, wenn auch nur indirekt, durch sein Zuwarten selbst gefördert hatte – wenn dieser schändliche Plan jetzt zur ruchlosen Tat wurde, dem vielleicht ein kostbares Menschenleben zum Opfer fiel?! ...

Dem Kriminalkommissar wurde heiß und kalt bei seinen Gedanken. Mit wahren Feuereifer setzte er vor sich selber die Gründe auseinander, die ihn gezwungen hatten, so, wie er es jetzt nicht mehr ändern konnte, zu handeln! Sein Wille war, das durfte er, ohne sich selbst zu belügen, wohl sagen, der beste von der Welt, und er wußte auch, daß seine Fähigkeiten der gestellten Aufgabe gewachsen waren – diesen leidigen Zufall, der ihn im letzten Augenblick persönlich mattsetzte, den hatte er doch nicht voraussehen können! Aber war es nicht außerdem seine Pflicht, diesen gefährlichen Verbrecher, der hinter der ganzen Sache stand und der sich bis zum entscheidenden Schlage schlau verborgen hielt, unschädlich zu machen? Stand nicht das Interesse der Gesamtheit, die ein solcher Schädling fortwährend bedrohte, höher als das des einzelnen, der ja deshalb keinen ernstlichen Schaden zu erleiden brauchte, wenn man sich auch seiner als eines menschlichen Köders zu bedienen gezwungen war? ... Und wäre denn die Gefahr von der Baronin ein für allemal abgewendet gewesen, wenn man diesen Anschlag des merkwürdigen Gaunerpaares schon im Keim zertreten hätte? ... Er, der Kommissar, konnte Frau v. Lehnemark nicht auf Schritt und Tritt bewachen und konnte vor allem der idealistischen und enthusiastischen Denkweise der alten Dame nicht steuern, die immer den besten Boden für solche Überrumpelungen hergab! ...

Dr. Schavrell ging mit raschen Schritten in dem großen Raum seiner Amtsstube hin und her ... Sein gewandter Geist schlüpfte hierhin und

dorthin; aber soviel er auch zu seiner Rechtfertigung beibrachte, das Ende seiner ganzen Philosophie war doch die Unzufriedenheit mit sich selbst und die furchtbare Angst um das Leben der Frau, die einem vielleicht gräßlichen Geschick entgegenfuhr ...

Freilich für heute hatte er so ziemlich jede Gefahr beseitigt; die Idee mit den drei Depeschen, die er einem Kollegen in Kiel zur Aufgabe telephonisch mitgeteilt hatte, war ihm gekommen, als er eingesehen hatte, daß es sich vor allem darum handelte, Zeit zu gewinnen ... Daß Frau v. Lehnemark, deren beinah' folgsame Liebe für ihren Sohn Dr. Schavrell wohl erkannt hatte, den Anweisungen der beiden ersten Telegramme, im Hotel zu warten, unbedingt Folge leisten würde, daran zweifelte der Kommissar keinen Moment. Und damit hatte er einen Abend und eine Nacht für sich erobert! ...

Aber auch diese Nacht ging vorbei. Und was würde sein, wenn die nächste Sonne heraufleuchtete?

Den Beamten erfaßte eine Art von toller Verzweiflung. Es gab nur eine Lösung für ihn: Der Mörder jener Frau in der Rottenburger Straße mußte entdeckt werden! ... Durch ihn! ... Und auf der Stelle!

Und da, unter diesem entsetzlichen Gewissensdruck wurde das auf seinen Gipfelpunkt hinaufgeschraubte Denken des einsamen Mannes zu einer Art von hellseherischer Allwissenheit: Er sah das altmodisch eingerichtete Zimmer, in dem die Rentnerin ermordet aufgefunden worden war, so klar vor sich, als stehe er mitten auf dem buntgestickten Wollteppich, der dort den Boden deckte ... Er blickte in diesem Zimmer umher, über das tief nachgedunkelte Zylinderbureau hinweg, über dem der Kranz der Silberhochzeit zwischen alten, verblaßten Photographien hing, die aus der Jugend der Ermordeten herstammten. Sie mußte alt gewesen sein ... ja ... in der Tat, in den Sechzigern, erinnerte sich der Kommissar, der auf seiner rastlosen Zimmerwanderung stehengeblieben war und, einem Clairvoyant gleich, durchs offene Fenster in den wie in goldigem Glast hinabsinkenden Tag starrte ... Und trotzdem war sie ... die Alte ... noch so lebenslustig gewesen ... machte Bekanntschaften ... Da, auf dem Tisch, auf der grünen Plüschdecke, neben dem Goldfischglas, da lag ja — — — — —

Als wäre eine Feder in ihm jäh zersprungen, so riß es den Kommissar zusammen ... Noch eine Sekunde, während er auf den wenig gepflegten Schnurrbart biß, nachdenken – dann den Hut vom Nagel – die hallenden Steintreppen hinab, in dem weitläufigen Gebäude. –

Und draußen Sonne ... Abendglut ... hastende Menschen und Lärm.

„Auto!“

Er raste hin nach dem Mordhaus, ging an den den Eingang sperrenden Polizisten vorbei, ohne sie zu sehen ... hinein ...

Ja! ...

Da liegt es! ...

Ein gewöhnliches, in roten Samt eingebundenes Photographiealbum ... Auf der vierten Seite und ebenso auf der neunten fehlt ganz unmotiviert, mitten zwischen den andern je ein Bild.

Das hatten Dr. Schavrell ebenso wie seine Polizeikollegen sofort am ersten Tage gesehen, ohne eine Konsequenz daraus zu ziehen.

Jetzt ging der Kommissar mit dem Album zu einer im Parterre wohnenden Witwe, die mit der Ermordeten bekannt und befreundet gewesen war. Und zwei Minuten später wußte er, daß die beiden jetzt fehlenden Photographien noch wenige Tage vorher, am Geburtstage der Toten, an ihrem Platze gewesen waren; daß beide Bilder eine und dieselbe Person, einen ehemaligen Bekannten der Rentnerin, einen Agenten, dargestellt hatten, der aber, soviel die Witwe unten im Parterre sich erinnerte gehört zu haben, seit Jahren nicht mehr zu der alten Frau ins Haus gekommen wäre ...

Der Kommissar dankte und ging. Eine Stunde danach verhaftete er ganz allein den Mann, als dieser eben seine Wohnung betreten wollte. Er hatte die Beweise seiner Schuld, die Photographien, die er in übergroßer Vorsicht aus dem Album genommen hatte, noch bei sich in der Rocktasche.

Der Kommissar saß wieder in seinem Zimmer, am Pult. Eben waren Akten aus Hannover eingetroffen, auf die er schon seit Tagen wartete.

Da klopfte es kurz. Herein trat – der Chef.

Dr. Schavrell erhob sich und nickte stumm. Und von all den freundlichen und ehrenden Worten, mit denen der Regierungsrat nicht kargte, der auf die Kunde von der sensationellen Verhaftung des Frauenmörders durch den Kommissar sofort noch einmal ins Präsidium zurückgeeilt war – aus all dem Lob und der freudigen Anerkennung seiner seltenen Leistung hörte der Kommissar nur das eine heraus, daß er nun fort dürfe, daß jetzt seiner Reise nach Hamburg nichts mehr im Wege stünde ...

Er war wieder allein und in einer seltsamen, ihm selbst kaum begreiflichen Verfassung. Ihm war, als ließen zwar seine körperlichen Kräfte nach, aber trotzdem fühlte er sich nicht müde und spürte keine Erschöpfung. Und er erinnerte sich, daß in früheren ähnlichen, wenn auch nicht so nervenzerreibenden Situationen immer dieser selbe unabänderliche, wie mit Eisenklammern an sein Ziel geschlossene Wille ihn aufrechtgehalten und getragen hatte, bis zum Ende.

Er zündete sich die – wievielste? – Zigarette an und studierte die hannoverschen Akten.

Ah! ... Also endlich! ... Auch da kam das Ziel in Sicht! Die Umfrage, die er bei den Polizeipräsidiolen der verschiedenen Großstädte gehalten, hatte zum Resultat geführt ... Dr. Schavrell hatte sich gesagt, daß dieses schöne blonde Mädchen, das so durchaus rangiert schien, ehe es noch der Baronin v. Lehnemark ins Haus kam, schon anderweitig Vorstudien zu dem Kapitalverbrechen gemacht haben mußte, an das es jetzt mit dem Gefährten seiner Missetat heranging ... Sollte die bisherige Karriere dieser Hochstaplerin den Augen der Behörde so ganz verborgen geblieben sein? Das war bei bei der auffallenden Erscheinung des sogenannten „Freifräuleins“ kaum anzunehmen.

Und richtig! – Der Kommissar stellte, ehe er sich dem Studium des umfangreichen Faszikels widmete, fest, daß es eben neun Uhr war ... Der Zug, den er benutzen konnte, ging um zwölf und war um halb sechs auf dem Hauptbahnhof in Hamburg; er hatte also vollkommen Zeit ...

Er stand aber doch noch einmal auf, trat ans breite Fenster und sah hinüber in das wie von tausend Feuern leuchtende Berlin, über dem ein rötlicher Dunst, der Widerschein dieser an jedem Abend neu entzündenden Lohe, sich glühend hinzog ... Matt, heiser kam das Kreischen einer elektrischen Drehorgel herüber, die irgendwo im Stadtgebrause den bunten Radius eines Karussells begleitet; aber diese schwächliche Musik ward doch zerrissen von dem Tuten der Autos, dem Geklingel der elektrischen Bahnen und dem Donner der Stadtbahnzüge, die so nahe vor Dr. Schavrells Augen wie feurige Schlangen vorüberglitten ... Wie eine wilde, tosende Welle kam der Atem dieses gigantischen Menschenhaufens da unten zu dem Einsamen herauf und betäubte für Augenblicke all sein Denken und Vorwärtsdringen ...

Dann riß er sich los und las in den Akten, was hinter seiner mit verschiedenen Vermerken versehenen Anfrage ausgeführt war:

„Die Angefragte ist wahrscheinlich identisch mit einer gewissen Hulda Memmert, geboren 17. Januar 1889 zu Marne in Holstein, als Tochter einer Landstreicherin. Vater unbekannt. Im Waisenhaus zu Flensburg erzogen bis 1898, wo sie die Frau Gräfin v. Starrhalm auf Starrhalm bei Apenrade in Schleswig zu sich nahm. Dort blieb die p. Memmert bis 1906, in welchem Jahre die Frau Gräfin plötzlich verstarb, ohne ein Testament zu hinterlassen. Die Erben und Anverwandten der Frau Gräfin haben die p. Memmert ohne eine weitere Entschädigung als ihren Dienstlohn fortgeschickt; und dies geschah wohl nur deshalb, weil die Memmert es verstanden hatte, ihre schon recht alte Dienstherrin vollständig zu isolieren, offenbar in der Absicht, die Gräfin zu einem für sie allein günstigen Testament zu beeinflussen. 1906 verzieht die p. Memmert zu einem Kaufmann Sänftemeyer nach Bremen, verbleibt aber in ihrem dortigen Dienstverhältnis als Gesellschafterin nur zwei Monate und geht dann nach Hannover. Dort war sie bei Herrn Baron v. Stresen als Stütze der Hausfrau – sie selbst gibt an, als ›Repräsentantin‹ – bis September 1907 tätig. Grund ihrer sofortigen Entlassung und gleichzeitigen Inhaftnahme war die voraussichtliche Absicht der Inhaftierten, ihre Herrschaft in ganz großem Stil zu betrügen. Sie hat aus ihrem Dienstherrn, dem Baron v. Stresen, der wiederum schon ein alter, etwas gebrechlicher Herr war, eine Bankvollmacht herauszulocken versucht und hat sich auf der Bank selbst als Vermögensverwalterin und Verwandte des Hauses ausgegeben ... Der im Hause des Barons lebenden Tante, Fräulein v. Saalanger, hat sie mehrere tausend Mark unter offensichtlich falschen Vorspiegelungen abgeschwindelt, was aber der Verhafteten deshalb nicht nachzuweisen war, weil das geschädigte Fräulein v. Saalanger sehr alt und als geistig vollkommen gesund nicht mehr anzusehen war, und weil die Beschuldigte außerdem eine geradezu dämonische Gewalt über die alte Dame gewonnen hatte.“ ...

Mit einem leisen Pfeifen durch die Zähne hielt Dr. Schavrell inne: Da waren ja die Präzedenzfälle gleich gebündelt! ... Und die geradezu verblüffende Abhängigkeit, in die die Blonde andere harmlose Menschen, und besonders die Alten, brachte, entsprang bei dieser ungewöhnlichen Verbrecherin nicht allein einer besonderen Anlage, sondern auch einer langjährigen Übung! ...

„Nach ihrer Enthftung,“ las der Kommissar weiter, „hat die p. Memmert die hiesige Gegend verlassen; erst später wurde es bekannt, daß sie zu einem übelbeleumdeten Arzte Beziehung unterhalten haben soll, der wahrscheinlich auch bei dem geplanten Betrug an dem Baron v.

Stresen seine Hände im Spiel hatte ... Dieser Dr. Warmhold – so nannte er sich hier – entfloh ein halbes Jahr später, gerade als die Staatsanwaltschaft seine Verhaftung beantragt hatte. Er ist ein mehr als mittelgroßer, ziemlich schlanker Mann mit auffallend schwarzem Haar und dunklen, stechenden Augen.“ ...

„Das ist also der liebe Bruder!“ murmelte Dr. Schavrell im Lesen.

„Ihm werden eine ganze Reihe von Straftaten zur Last gelegt, er konnte aber bisher nicht ergriffen werden.“ ...

„Das glaub’ ich!“ dachte Dr. Schavrell. „Wenn man sich so wenig Mühe gibt!“

„Es wird behauptet,“ war der Schluß des Berichtes, „daß Dr. Warmhold vor einigen Jahren in Wiesbaden gesehen worden sei, wo auch seine Gefährtin, die p. Memmert, in einem Hotel als Stubenmädchen bedienstet gewesen ist. Das gleichzeitige Vorkommen von Diebstählen in den Zimmern der Gäste und die Absicht der Behörde, etwas über den flüchtigen Dr. Warmhold zu erfahren, waren der Anlaß einer Vorladung, welcher sich die p. Memmert indessen durch die Flucht zu entziehen wußte.“

Mit einem abermaligen Kopfschütteln, das dem naiven Zuwarten jener Behörde galt, ob Fräulein Hulda Memmert zu ihrer Vernehmung sich einfinden würde oder nicht, legte Dr. Schavrell die Akten fort. Rasch drehte er nun die Gaslampe aus und verließ das Bureau.

Die Zeit bis zur Abfahrt des Mitternachtzuges verstrich ihm, obwohl er inzwischen die erste warme und reichliche Mahlzeit dieses an Mühe und Aufregung so reichen Tages einnahm, gar langsam. Er schlenderte, die geliebte Zigarette zwischen den vom Rauchen ein wenig gelben Zähnen, durch die abendlich laute Stadt zum Lehrter Bahnhof, wo er eine Schlafwagenkarte löste ... Das gab gute Gelegenheit für den zu jeder Stunde schlafbereiten Körper, auszuruhen.

Um sechs Uhr früh fand der Kommissar seine beiden Leute in voller Wachsamkeit, dabei aber doch unauffällig postiert, vor dem Alsterhotel in Hamburg.

* * *

Nach sieben Uhr sah der Kommissar, der sich inzwischen auf der nächsten Polizeiwache eine ihm passende Schutzmannsuniform erbeten und natürlich ohne weiteres erhalten hatte, den Jungfernstieg auf und ab patrouillierend, wie aus dem Alster-Hotel der Diener Franz kam und sich nach der inneren Stadt zu entfernte ... Er hatte erst die Absicht, einen seiner beiden Leute folgen zu lassen, gab das aber wieder auf, weil er sich sagte, das eigentliche Operationsfeld sei und bleibe, solange sich Frau von Lehnemark und die Gesellschafterin hier befänden, doch das Hotel.

Dr. Schavrell mußte, wie er diesen großen, sich etwas gespreizt bewegend Menschen vorbeigehen sah, an das Versprechen denken, das er dem armen Dienstmädchen gegeben hatte. Nein, er würde es kaum einlösen können, so unangenehm ihm das auch war! Der Diener war schon zu tief verstrickt in dies schändliche Gewebe, an dem „Fräulein v. Lauchenfels“ und ihr *Soi-disant*-Bruder so unheimlich geschickt arbeiteten ... Und es war nicht einmal angängig, ihn etwa jetzt noch, vor der Verübung des eigentlichen Verbrechens, unschädlich zu machen oder zu warnen! Nichts, gar nichts durfte unternommen werden, was dieses gerissene Paar hätte argwöhnisch machen können! ... Und wenn man es sich recht überlegte, so war es wirklich besser, die Liebe der armen Martha Flanzke fand hiermit ihren Abschluß! Sie war ja ein junges Geschöpf! Sie würde schon noch einen Mann finden, der ihr nicht das Leben verbitterte mit seinen bösen und gesetzwidrigen Instinkten, die sicher keine gute Ehe verbürgten.

Dr. Schavrell hatte viel Zeit, über solche Dinge nachzugrübeln; die Stunden schlichen dahin und brachten nichts, was ihn hätte ablenken können. Nur einmal trat der Kriminalschutzmann Felgentreff, den Hut lüftend, als bäte er den Wachtmann um irgendeine Auskunft, heran und meldete, oben in der zweiten Etage hätte vor einem Moment ein schönes, goldblondes Mädchen aus dem Hotelfenster die Straße hinabgesehn.

Der Pseudo-Schutzmann ging ruhigen Schrittes über den Damm, an der Seite des Alsterbassins entlang und fand die Nachricht bestätigt: Die schöne Blonde sah, die Hand über den Augen, um sich gegen das gleißende Licht zu schützen, auf die Straße hinunter nach der Richtung, aus welcher der Diener mutmaßlich zurückkehren sollte ... Sie verschwand gleich danach.

Hamburg hatte heute einen seiner schönsten Tage. Die von dem ins Land stehenden Seewinde erfrischte Luft blieb trotz der brennenden

Sonnenglut mild und wohligh, und es war, wie wenn von den Vierlanden, diesem Blumengarten vor den Toren der Hauptstadt, die süßen Düfte balsamisch herüberwehten.

Der Kriminalkommissar, der sich in der ungewohnten Rolle des Sicherheitsmannes selbst ein wenig belächeln mußte, versuchte, sich dann wieder die Ausführung der Tat vorzustellen, die zu verhindern er hierher gekommen war ... Hatte jener geheimnisvolle Übeltäter vielleicht tatsächlich außerhalb der Stadt eine Wohnung gemietet, in die man Frau v. Lehnemark unter dem Vorgeben, die Mutter ihres Gesellschaftsfräuleins wohne dort, hineinlocken wollte, um sie zu beseitigen? Wenn das zutraf, so war wohl anzunehmen, daß die Verbrecher Gift anwenden würden, wie das in Fällen, wo ein Arzt zum Mörder wurde, die Regel war ... Und hier ging das ja auch ausgezeichnet: Man entschuldigte bei der Ankunft der Baronin die in Wirklichkeit gar nicht existierende Mutter des „Fräulein von Lauchenfels“ noch für einige Minuten und bot der alten Dame derweilen eine Erfrischung an, die sie ja nicht den geringsten Grund hatte auszuschlagen ... Alsdann wurde einfach die Wohnung hinter den davoneilenden Verbrechern verschlossen, die, bis man ihr Opfer fand, übergenug Zeit und Weile hatten, sich in Sicherheit zu bringen ...

Was geschehen sollte, nachdem sich das dunkle Tor hinter der Mutter des Professors, an den Dr. Schavrell jetzt auch denken mußte, einmal geschlossen hatte, darüber war der Kommissar bis in die Einzelheiten informiert. Er hatte bei der Bank, die die Gelder der Baronin verwaltete, vertrauliche Erkundigungen eingezogen, mit der ausdrücklichen Maßgabe, der Gesellschafterin weder durch Wort noch Tat irgendwelche Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Übrigens waren nur die höheren Bankbeamten ins Vertrauen gezogen, die Herren am Schalter wußten nichts davon. So war Dr. Schavrell auch hier über Pläne und Maßnahmen des Verbrecherpaares, die sicherlich von der männlichen Seite inspiriert waren, genau unterrichtet ... Er wußte: Die Blonde hatte sich, ähnlich wie in den früheren Fällen, eine Generalvollmacht von Frau v. Lehnemark ausstellen lassen, die sogar, notariell beglaubigt, gesetzlich einfach unanfechtbar war ... Mit diesem Papier in Händen konnte die Gefährliche sich eigentlich auch ohne Gewalttat des ganzen Geldes, das der alten Dame gehörte, bemächtigen ... Aber sie hätte dazu Zeit gebraucht, war damit wieder allen möglichen hindernden Einflüssen des Sohnes und anderer unbeteiligter Leute ausgesetzt und wurde höchstwahrscheinlich auch von ihrem Geliebten, den sie fälschlich für

einen Bruder ausgab, zur schnellsten Beendigung des frechen Gaukelspieler gedrängt ... Am Ende konnte sie auch selber nicht schnell genug die Fesseln der Abhängigkeit fortwerfen, in der gleich ihren anderen Instinkten ungezügelter Sehnsucht, mit dem Geliebten vereint zu sein ...

In der Tat hatte sie dem Bankinstitut auch schon Aufträge erteilt, den größten Teil der der Baronin gehörigen Papiere zu verkaufen – zweifellos in der Absicht, das bare Geld zu ihrer Ozeanfahrt, die wohl das weiteste Ziel hatte, abzuheben ... Und die Bank hatte ihre Order ohne irgendwelche Einwände entgegengenommen, deren Ausführung aber vorläufig hintangehalten, auch die sämtlichen Filialen insgeheim angewiesen, daß Zahlungen an Frau v. Lehnemark persönlich zwar sofort, an irgendeinen Bevollmächtigten der Dame aber erst nach Verständigung mit dem Hauptkontor zu leisten seien ...

Nach dieser Richtung war also die Gefahr beseitigt. Nur jetzt bei der Tat selbst hieß es scharf aufpassen! Hier konnten der kleinste, unvorhergesehene Zufall, die geringste Verzögerung, ein Aufenthalt von wenigen Minuten in der Verfolgung nicht wieder gutzumachendes Unheil stiften!

Dr. Schavrell, der noch immer an der Alster stand, war nämlich überzeugt, daß schon die nächsten Stunden die Entscheidung bringen würden. Das Fortgehen des Dieners war dafür kein schlüssiger Beweis; eher der sichere Instinkt des Kommissars, der ihn in ähnlichen Situationen fast noch nie betrogen hatte.

Er überflog noch einmal die Kette seiner Maßnahmen. Und es schien ihm, als könne ein Fehler in seinem Kalkül kaum vorhanden sein. Die Beamten waren instruiert und ließen, sobald die Aktion einsetzte, kein Auge von ihrem Herrn und Meister. An den Großen Bleichen standen zwei ausgesuchte Automobile, die auf ein Pfeifensignal heranzuschnten – Dr. Schavrell hatte zwei gemietet, um so selbst für die Möglichkeit einer Panne, eines Zusammenstoßes gesichert zu sein – und die Chauffeure waren genau instruiert und wurden überdies von den beiden Kriminalbeamten scharf im Auge behalten ... Auch für die schwere Stunde, die nach der Verhaftung der Blondin, nach solch einer gräßlichen Enttäuschung über Frau v. Lehnemark hereinbrechen mußte, hatte Dr. Schavrell gesorgt, so gut er es vermochte: Er hatte in aller Frühe, bei seiner Ankunft auf dem Hamburger Bahnhofe, ein Telegramm aufgegeben an den Professor, das dieser sicher jetzt schon in Händen hatte. Auf die Worte: „Ihre Frau Mutter, nicht krank, bedarf Ihrer

trotzdem dringend! Fahren Sie, bitte, mit Neun-Uhr-zwölf-Zug nach Hamburg, Alster-Hotel“, würde Herr v. Lehnemark sicherlich um 11 Uhr 13 Minuten in Hamburg eintreffen! ... Und einen besseren Trost als den Anblick ihres Sohnes konnte die Mutter nicht finden in dem Zusammenbruch ihrer tiefsten Empfindungen und ihres ganzen Menschenglaubens!

Einer von den Schwänen, die, wie aus Licht gegossen, auf der schimmernden Flut der Alster schwammen, ein altes Männchen wahrscheinlich, verfolgte mit hartnäckiger Wut einen jüngeren Genossen. Dr. Schavrell sah interessiert zu, wie der silberne Riesenvogel, mit hochgeblähten Schwingen das glänzende Naß aufreißend, vorwärtsschoß; er vertiefte sich, vom langen Warten etwas abgestumpft, in dieses fesselnde Bild, das auch noch andere Zuschauer anzog, als er ein geflüstertes „Pst! Achtung!“ in seinem Rücken vernahm.

Sich ganz ruhig umwendend, sah er auf dem in diesem Augenblick ziemlich leeren Fahrdamm einen Kutschwagen, eine an den Seiten geschlossene Kalesche, deren Verdeck zurückgeschlagen war, im Trabe der beiden Mietpferde herankommen und vor dem Alster-Hotel haltmachen.

Der Kommissar hatte zuerst nur in den Fond des Wagens geschaut; nun sah er sich den Kutscher an und erkannte in ihm den Diener, der jetzt aber einen dunklen Fahrpaletot und den Kutscherzylinder mit der großen Kokarde an der Seite auf dem Kopf trug. In der Tat, es war staunenswert, wie klug und nach allen Seiten bedacht diese Gauner ihr Vorhaben ins Werk setzten! Es sollte kein Unbeteiligter wissen und sagen können, wohin sie die arme, alte Frau verschleppt hatten!

Dr. Schavrell sah den einen der beiden Kriminalschutzleute, Felgentreff, nach den Automobilen hingehen; der andere, der ihn soeben auf das nahende Gefährt aufmerksam gemacht hatte, stand unweit am Geländer und schien sein ganzes Interesse den Schwänen zu widmen ... Der Kommissar selber ging wieder im gleichmäßigen Schritt des Schutzmannes auf und nieder.

Eine Viertelstunde verging so.

Jetzt kam der Diener mit einem Plaid, einer Tasche und einem großen, in Seidenpapier gehüllten Blumenstrauß aus dem Hotelportal, legte die Sachen in den Wagen und stieg auf den Bock. Gleich darauf die Baronin

v. Lehnemark, heiter lächelnd, am Arm der Gesellschafterin, denen beiden der Hotelpage in den Wagen half.

Dr. Schavrell war auf die Häuserseite gegangen. Er hoffte so weniger bemerkt zu werden, war aber doch im entscheidenden Moment dem Hotel etwas sehr nahe gekommen. Ihm schien, als richte die schöne Blonde ihre wie im Triumph strahlenden, blauen Augen gerade auf ihn. So bog er zur Seite und ließ den Wagen mit den beiden Frauen, vor einem Schaufenster stehend, an sich vorüberfahren ...

Der Wagen fuhr den Jungfernstieg hinauf, an den, bei den Großen Bleichen haltenden Automobilen vorbei, bog dann in den Neuen Jungfernstieg ein und wandte sich im flotten Trab über die Esplanade dem Dammtor-Bahnhof zu.

Die beiden Damen, sich mit ihren hellen Seidenschirmen gegen die Sonnenglut schützend, plauderten miteinander, soweit das der Lärm der hier noch zahlreichen Fuhrwerke gestattete.

„Eine hübsche Idee von dir, Liebling“, sagte die Baronin, „daß du den Wagen gemietet hast und Franz zum Kutscher gemacht! ... Man ist so viel ungenierter ... aber sag’ mir, Ernachen, was ist das mit dir? ... Ich hab’ dich schon einmal gefragt, du hast doch geweint! ... Fehlt dir irgend was? ... Sage doch.“ ...

Die Blonde hatte in der Tat ein wenig gerötete Augenlider ... Sie lächelte indessen nur müde und schüttelte den Kopf. Und als die Baronin, die ja nicht wissen konnte, daß dieses zarte Rot das Resultat eines mit großem Raffinement angewandten Schminkstiftes war, wiederholt in sie drang, ihr einen etwaigen Kummer anzuvertrauen, da entschloß sich die Falsche zögernd, wie einer, der sich schämt, seine empfindliche Seele zu entschleiern, zu den Worten:

„Ach, liebe Mutter, wenn Sie wüßten, wie mir ums Herz ist! ... Ich sehne mich nach Hause ... und doch ... mir ist so seltsam ... ich weiß ja gar nicht mehr, wo ich hingehöre ... da ist meine Mutter, an der meine ganzen Erinnerungen hängen ... meine Kindheit und alles ... und dann Sie wieder ... Sie, liebe Mutter ... ach, mein Gott!“ ...

Die Stimme versagte ihr; sie wandte sich zur Seite, wie um ihre tiefe Bewegtheit zu verstecken – in Wahrheit, um ein schreckliches Lachen zu verbergen, das die Frau höhnte, die tiefergriffen an ihrer Seite saß und die vergeblich nach Worten suchte, die ihr zart genug erschienen für die geteilte Liebe ihres Kindes ...

Der Wagen glitt nun aus den geräuschvolleren Straßen in die grünbelaubten Alleen der Rotherbaum-Vorstadt. Eine frische Luft wehte herüber von der Außen-Alster, und auf den leisen Windesschwingen kamen die Klänge eines Volksliedes daher, das die Kapelle auf irgendeinem Vergnügungsdampfer spielte ... Der alten Dame schien es, das sie schönere Stunden nie erlebt habe ...

„Wenden Sie sich nicht so oft um, Franz,“ sagte die Blonde, „und passen Sie auf Ihre Pferde auf!“ ...

„Wie hart sie manchmal sprechen kann!“ dachte Frau v. Lehnemark; aber sie sagte mit gedämpfter Stimme:

„Du hast ganz recht, er dreht sich fortwährend um!“

Sie sprachen nicht viel. Einmal wandte sich die Blonde, sah zurück und meinte:

„Da hinten ist ein Automobil ... aber es scheint nicht in Ordnung zu sein ... es kommt nicht vorwärts.“ ...

Sofort blickte auch der Diener nach hinten, gab den Pferden die Peitsche und sah noch mehrere Male hinter sich, ohne daß ihm die Gesellschafterin dies wie vorhin verbot ... Aber bei der nächsten Wegbiegung kam das Automobil außer Sicht.

Die Pferde griffen jetzt schärfer aus, der Diener trieb sie fortwährend an, so daß die Baronin fragte, warum er denn so jagte, sie hätten doch Zeit ... Aber ein vorwurfsvoller Blick aus Ernas blauen Augen, in dem die alte Dame die Sehnsucht las, nun doch recht schnell heim und zur Mutter zu kommen, ließ Frau v. Lehnemark fast schuldbewußt verstummen, trotzdem der Wagen gleich darauf beinah' im Galopp hinraste ... Schließlich sagte die Blonde:

„Nicht gar so schnell, Franz!“

Da zügelte der Mensch mit einer Bewegung seiner breiten Schultern, die wie Trotz und Widerspruch aussah, die Gäule.

Man fuhr jetzt ganz durchs Grüne ... In stillen Wellen hob sich das Wiesenland, von Wasseradern durchrieselt, an denen Weidengebüsch und Elsengestrüpp sich leis im Windhauch regte ... Pferde weideten und Rinder, und in einem hohen Pferch reckte fremdländisch Getier, braune Guanakos und hellere Lamas, die feinen Häuse ... ein Wirtshaus an der Straße, ein Frachtwagen vorm Tor ... und ein einsamer Reiter ... sonst sonnige, heiße, fast feierliche Stille ...

Aber wie man im Dorf war, das der Wagen offenbar auf Umwegen erreicht hatte, da langte der Diener wieder mit der Peitsche aus, bis er plötzlich in Schritt fiel ...

Frau v. Lehnemark war schon eine Weile nicht einverstanden mit irgend etwas ... Sie wußte nur selber nicht recht: War es der fortwährende Tempowechsel in der Fahrgeschwindigkeit, den sie übrigens auf die mangelnde Geübtheit des Rosselenkers schob, oder machte sie das schweigsame, in sich gekehrte Wesen ihrer sonst doch so gesprächigen Erna nervös? Gerade schwebt ihr eine Bemerkung darüber auf den Lippen, als sie die Augen zur Seite bekam und tief erschrocken nur sagen konnte:

„Da! ... Da! ... Erna!“ –

Indem hielt auch der Wagen vor einem Hause, das ziemlich einzeln stand, im Grün verborgen lag und von einem hohen Eisengitter umgeben war.

„Erna!“ sagte die Baronin, die heftig atmete. „Da ist ja der Mensch, Erna! ... Du weißt doch noch! ... Der ... Was wollen Sie denn? ... Sie!“ ...

Der elegant gekleidete Herr mit dem schwarzen Schnurrbart war mit drohender Miene vor den Wagen getreten, hatte leicht an den Zylinder gefaßt und öffnete jetzt rasch den Schlag, wobei er mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete, sagte:

„Steigen Sie aus!“

„Erna! ... Erna!“ schrie die Baronin leise, die wie in einer Halluzination den Diener vom Bock springen und am Gittertor der Villa die Klingel ziehen sah.

„Erna!“ sagte sie nochmals und sank, einer Ohnmacht nahe, zurück in die Wagenpolster, als sie in das Gesicht ihres Lieblings blickte, dessen Schönheit auf einmal roh und gemein wurde, und von deren Lippen die Worte kamen, die unbegreiflichen, hirnzerschmetternden Worte:

„Na ja, steigen Sie aus! Schnell! Sie hören doch, Sie sollen aussteigen!“ ...

„Was ist denn?“ stammelten die bleichen Lippen der alten Frau. „Was ist ... was hast du denn, Erna?“

„Steig aus!“ fuhr die Blonde sie jetzt an und wollte sie an der Schulter zerren.

Aber der Schwarzhaarige hob wehrend die Hand ... ein paar Kinder kamen den Weg herauf – die sah er.

„Kommen Sie nur, gnädige Frau, kommen Sie nur,“ sagte er leise, „es wird sich ja alles aufklären! ... Es ist auch nur zu Ihrem Besten!“

Drüben war die Gitterpforte aufgegangen, zwei Männer in einer Art heller Livree traten heraus und näherten sich dem Wagen.

Aber Frau v. Lehnemark, die eine Ahnung haben mochte, was man mit ihr vorhatte, sträubte sich entschieden:

„Ich gehe nicht! Nein ... auf keinen Fall! ... Ich will wissen ... Erna! Mädchen! ... Was heißt das?“

Die Blonde hatte jetzt, wo die beiden in der Livree am Wagenschlage standen, ihre Rolle vollständig gewechselt: Sie bog sich, die in silbergrauer Seide steckenden Hände ans Gesicht pressend, zur Seite, als könne sie diesen Jammer nicht mit ansehen.

Die drei Kinder waren stehen geblieben und starrten neugierig auf die Szene.

Der schwarzbärtige Herr, der sich ärgerlich umsah, sagte, sich in den Wagen hineinbeugend:

„Machen Sie jetzt, bitte, keine Umstände mehr, gnädige Frau! Ich muß sonst die Wärter bitten, und wir müssen Gewalt brauchen!“

„Aber was ist denn? Was wollen Sie denn von mir? Wollen Sie mich etwa da hineinbringen?“

Dabei stieg sie, da die Wärter schon hineinlangten, aus dem Wagen ... Die Gesellschafterin folgte ihr augenblicklich ...

„Das ist doch ein Irrenhaus!“ sagte Frau v. Lehnemark, die, von rasender Angst geschüttelt, wie im Fieber flog. „Nein, ich gehe nicht weiter! Nicht einen Schritt! ...“

Aus der Tür des Hauses, das man zwischen dem Laub der Sträucher und Bäume sah, war soeben ein Mann herausgetreten, im schwarzen Rock, eine goldene Brille auf der Nase ... Aber er hielt sich noch im Hintergrunde ...

„Kommen Sie!“ gebot der Schwarzbärtige und winkte den beiden Wärtern ...

„Franz!“ Die Baronin, schon von beiden Seiten am Arm gefaßt, wandte sich um und rief klagend noch einmal:

„Franz!!“ ...

Der Mensch, der schon wieder oben auf seinem Kutschbock saß, wandte sich nach der anderen Seite, als habe er nichts gehört ...

„Los! Los!“ ... sagte der Schwarze ingrimmig. Und die Baronin, die vorwärtsgeschoben wurde, hörte in ihrem Rücken die Stimme, der sie am meisten getraut hatte und die jetzt ihr Herz am grausamsten zerfleischte, unter heuchlerischen Tränen flüstern:

„Geh' doch, liebe Mutter! ... So gehe doch!“

Da wandte die alte Dame ihr Gesicht, das jetzt fast so weiß war wie ihr ehrfurchtgebietender Scheitel, zurück und sagte nur das eine Wort:

„Pfui!“

Dann war sie im Garten, der Schlüssel knackte im festen Schloß der Pforte.

Dem Schwarzhaarigen, der nun vor ihr herschritt, die nach wie vor in den Händen der Irrenwärter war, näherte sich jetzt der Herr mit der Brille ... Ein kluges, aber wenig sympathisches Gesicht blickte prüfend auf die Frau, der in halber Bewußtlosigkeit die Augendeckel herabfielen.

„Ist alles in Ordnung, Herr Doktor? ... Die Atteste ... vom Physikus und vom Hausarzt? ... Ja?“

„Alles!“ sagte der andere, seine Briefftasche ziehend und ihr einige zusammengefaltete Papiere entnehmend. „Übrigens liegt der Fall ganz klar: Paranoia im ziemlich vorgerückten Stadium ... wir haben unsere liebe Not gehabt, sage ich Ihnen! ... Sie erkennt nicht mal mehr ihre Tochter und hält sie für eine Gesellschafterin.“ ...

„Na, denn wollen wir mal sehen,“ sagte der mit der Brille recht wohlwollend und wandte sich zu der Blondin:

„Sie, mein liebes Fräulein“ – er gab dabei den Wärtern einen Wink, die Baronin ins Haus zu führen – „Sie haben wohl recht große Sorge gehabt?“ ...

In diesem Augenblick parierte ein dahersausendes Automobil vor dem Tor seine rasende Fahrt ... und gleich darauf noch eins! ...

Drei Männer springen raus!

Der erste, in der Schutzmannsuniform, den Browning in der Rechten vors Tor:

„Halt! ... Im Namen des Gesetzes! ... Schließen Sie sofort auf!“ ...

Indem fängt drin im Garten einer an zu rennen! – Ums Haus will er! – Da sind neue, höhere Gitter! – Ins Haus! – Das Tor ist hinter dem Inhaber der Anstalt wieder ins klinkenlose Schloß gefallen! ...

Und Hanke jagt außen ums Gitter rum neben ihm her; die Wärter, voller Angst vor der Uniform, schließen die Pforte auf.

Aber Felgentreff mit seinen langen Beinen ist schon über den Zaun! ... Er hat den Verbrecher, der umsonst den Revolver herausreißt ... ist mit ihm in das Stiefmütterchenbeet gestürzt und sitzt ihm wie eine Dogge an der Kehle! ...

Dann wird der Verbrecher gefesselt; wie seine Verbündete, die Blonde, die vor Wut schreit und trampelt ...

Draußen will ratternd ein Wagen fort, aber die Automobile holen ihn gleich! Die Chauffeure lassen sich's ja nicht nehmen, sie wollen auch ihr Teil an der Verhaftung des Kleeblattes haben! ...

„Für Sie wird das vermutlich auch keine angenehmen Folgen haben!“ sagte der Kommissar zu dem Mann mit der Brille, der blaß und verstört, mit zitternden Händen die Atteste hervorsucht, die ihm der verbrecherische Arzt eben gegeben hat.

„Hier, bitte ... ich habe keine Schuld.“ ...

„Gefälscht“, sagt der Kommissar und nimmt die Papiere an sich; „na, werden ja sehn ... Vorläufig helfen Sie mal die Dame ins Auto bringen!“

Und zu Frau v. Lehnemark hingehend, die auf einer Bank zusammengesunken ist, sagt er ganz liebevoll leise:

„Fühlen Sie sich stark genug, Frau Baronin, heimzufahren? Kennen Sie mich? Ich bin ein Freund Ihres Herrn Sohnes.“ ...

Die arme Dame nickt leise und läßt sich, eine Schwerkranke, gestützt, zum Wagen führen ... Aber draußen vor der Pforte bebt sie zurück: Die Blonde, die eben in das erste Automobil geschoben wird, die wendet sich um mit einem schrillen Gelächter und speit wütende Worte ...

„Mein Gott!“ flüstert die Greisin und sinkt kraftlos in die Kissen des geschlossenen Wagens.

Der Kommissar neben ihr macht sich heimlich die schwersten Vorwürfe ... Seine beiden Autos, die ja auf keinen Fall zu früh von den Verbrechern bemerkt werden durften, sind so immer weiter zurückgeblieben und haben für kurze Zeit die Spur der Kalesche verloren ... Vom Geräusch eines andern Wagens verlockt, haben sie die Straßen

gekreuzt, bis sich die Beamten schließlich an die „Herbstallee“ erinnerten, von der die Blonde im Coupé gesprochen ... Als sie nun aber die Kutsche, die vor er Irrenanstalt hielt, wieder erblickten, da waren kostbare Minuten verloren gegangen ... Daß die der alten Frau das Herz zerriß, die sie am meisten liebte, das konnte Dr. Schavrell nicht mehr ungeschehen machen ...

Während des ganzen Weges starrte Frau v. Lehnemark mit nassen Augen trübe vor sich hin. Und der Kommissar wagte nicht, ihren tiefen Schmerz zu stören.

Im Hotel wartete Herr v. Lehnemark, bebend vor Ungeduld. Und der Sohn dieser armen Mutter, dem Dr. Schavrell erklärende Worte zuflüsterte, war selber ganz fassungslos ...

Er nahm sie in die Arme, und anstatt sie trösten zu können, kam er nur dazu, den Freund, der sich zartfühlend zurückzog, zu bitten, er solle doch bei ihnen bleiben! Dann aber, als er sich zu entrüsten begann, der Professor, als er in bitterem Ton auf die schalt, der seine arme Mutter so alles und alles gegeben hätte – da fand die alte Frau kein böses Wort, nicht einmal einen Vorwurf.

„Ich habe schon so manches begraben müssen“ ... es wurde ihr noch nicht leicht, zu sprechen ... „Das hier ist nur eins ... und wenn es mir auch schwer ankommt ... meine Liebe, die kann mir doch keiner nehmen!“ ...

* * *